

A GOOD EUROPEAN

Acht Erzählungen von
Ilija Trojanow
Tanja Dückers
Nasrin Siege
Vladimir Arsenijević
Zinaida Lindén
Wilfried N'Sondé
Arian Leka
Oliver Rohe



FREI ————— RAUM
Ein Projekt des Goethe-Instituts

W

Über das E-Book

Der Begriff der Freiheit ist spätestens seit der europäischen Aufklärung für das europäische Selbstverständnis enorm wichtig. Doch das Versprechen, das dieser Begriff birgt, hat an Glanz verloren. Was bedeutet es heute für uns, frei zu sein? Wie gehen wir mit Wertvorstellungen um, die scheinbar unvereinbar aufeinander treffen? Wie ist es etwa, im Frieden zu leben, aber Krieg erlebt zu haben? Oder lassen sich Traditionsbewusstsein und Selbstbestimmtheit vereinen? Kann man sowohl durchlässige Grenzen als auch sicheres Zusammenleben gewährleisten? Acht europäische Autorinnen und Autoren versuchen eine Standortbestimmung aus ganz unterschiedlichen erzählerischen Sichtweisen: Vladimir Asenijević, Tanja Dückers, Arian Leka, Zinaida Linden, Oliver Rohe, Nasrin Siege, Wilfried N'Sondé, Ilija Trojanow. Da wird ein Zoo gegründet, ein syrisches Mädchen hat Angst vor Hubschraubern oder ein jugendlicher Urlaubsflirt in Kroatien wird zu einem Hochseilakt aus Vergangenheit und Sehnsucht. Ein E-Book zum Projekt Freiraum des Goethe-Instituts von 2017 bis Anfang 2019: eine Zusammenarbeit von 42 Goethe-Instituten in Europa.

A GOOD EUROPEAN

Erzählungen von Ilija Trojanow, Tanja Dückers, Nasrin Siege, Vladimir Arsenijević, Zinaida Lindén, Wilfried N'Sondé, Arian Leka, Oliver Rohe

Die Anthologie mit acht Kurzgeschichten ist entstanden im Rahmen von FREIRAUM, einem Projekt der Goethe-Institute in Europa.

Erstellt mit Booktype

Produktion: mikrotex, Berlin

Coverdesign und Illustrationen: Lydia Salzer

Herausgeber: Goethe-Institut e.V.

Anschrift des Herausgebers: Goethe-Institut e.V., Dachauer Str. 122,
80637 München, Deutschland

Projektkoordination: Tatjana Brode, Eliphaz Nyamogo

Lektorat: Eliphaz Nyamogo, Kirsten Riesselmann

www.goethe.de/freiraum – info@goethe.de

Die namentlich gekennzeichneten Artikel geben nicht in jedem Fall die Meinung des Herausgebers wider.

© Goethe-Institut e.V., September 2018

A Good European

**Acht Erzählungen von Ilija Trojanow, Tanja Dückers, Nasrin Siege,
Vladimir Arsenijević, Zinaida Lindén, Wilfried N'Sondé, Arian Leka,
Oliver Rohe**

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|----|
| Vorwort | 7 |
| Der gefressene Zoo. Von Ilija Trojanow | 10 |
| Libellen. Von Tanja Dückers | 20 |
| Papa kommt nach. Von Nasrin Siege | 36 |
| Einfache, kleine Dinge. Von Vladimir Arsenijević | 46 |
| A Good European. Von Zinaida Lindén | 54 |
| On the run. Von Wilfried N'Sondé | 60 |
| Paranoia. Von Arian Leka | 67 |
| Gegenangriff. Von Oliver Rohe | 80 |
| Die Autorinnen und Autoren | 89 |
| Über mikrotext | 94 |

Vorwort

Einer der Reize literarischer Texte liegt darin, dass sie sich Dinge ausmalen, die weder die Autorinnen und Autoren noch die Leserinnen und Leser am eigenen Leib erfahren haben. Indem sie die Wirklichkeit mit ihren Anforderungen und Regeln suspendiert, öffnet die Literatur einen Freiraum, denn beim Lesen ist es möglich, ins Denken und in die Empfindungen einer fiktiven Figur hineinzuschlüpfen. Wer sich darauf einlässt, erlebt an der Seite der Figur Situationen, die nicht zu seiner Realität gehören. Was einem unbekannt und unzugänglich erscheint, kann in der Fiktion nah heranrücken; eine zunächst fremde Erfahrung wird, wenn nicht zur eigenen, so doch zu einer vertrauten. Streng genommen ein Paradox: Während man sich zurückzieht und sich ins Buch versenkt, öffnet man sich.

Für Freiraum, ein europaweites Projekt des Goethe-Instituts, spielten die Öffnung hin zum Unbekannten und die Fähigkeit, sich in einen anderen hineinzusetzen, von Anfang an eine große Rolle. Denn welchen Sinn hat Europa, wenn alle sich mit sich selbst beschäftigen und nichts als die eigenen Ansprüche für wichtig halten? Dagegen setzt das Projekt eine Hoffnung: Sobald sich Akteure in Orten wie Carlisle, Thessaloniki, Tallinn, Dresden, Rom oder Nikosia Gedanken darüber machen, wo und warum Freiheit bei ihnen auf dem Spiel steht, und ihr Problem den Projektpartnern in der jeweils anderen Stadt anvertrauen, können diese mit unverstelltem Blick darauf schauen und so zu Lösungen beitragen. Freiraum, das Projekt, baut darauf, dass die Vorstellungskraft anderer hilft, Nöte zu mildern.

Es war nur eine Frage der Zeit, bis die Literatur selbst Teil des Projektes wurde, und das ist der Hintergrund, vor dem die acht in diesem Band versammelten Erzählungen entstanden. Sie begleiten ihre Leserinnen und Leser dorthin, wo die Freiheit zwar als Versprechen existiert, doch im Alltag fehlt. Dafür wiederum gibt es viele Gründe: Bei Wilfried N'Sondé ist es der Mangel an gültigen Papieren, der den Figuren die Bewegungsfreiheit nimmt. Wer bestimmt, dass die einen reisen dürfen, die anderen nicht? Tanja Dückers' Figuren dagegen dürfen reisen; aus ihren eingeschliffenen Mustern heraus treten sie dennoch nicht. Oliver Rohe und Zinaida Lindén vermitteln auf jeweils ganz eigene Weise, was Zuschreibungen von außen anrichten und wie schwierig es ist, ihnen *à la longue* zu widerstehen. Ilija Trojanow verlegt sich darauf, wirtschaftliche Not anschaulich zu machen. Was das Leben in einer Provinzstadt bereichert hätte, wird im buchstäblichen Sinne verzehrt. Und dann ist es das Leben selbst, das, solange man jung ist, mit vielen Möglichkeiten vor einem liegt. Je älter man wird, je mehr Entscheidungen man fällt, desto weniger Möglichkeiten bleiben übrig, und man merkt wie der Protagonist in Arian Lekas Erzählung „Paranoia“, dass einem dort, wo hätten Flügel wachsen können, nur schwarze Haare sprießen.

Sollte man deshalb aufhören, um Möglichkeiten und Freiräume zu ringen? Ganz sicher nicht! Die Philosophin Juliane Rebentisch sagt in einem Interview, das auf der Website des Freiraum-Projektes nachzulesen ist, sie verteidige die „Momente der Freiheit vom Sozialen [...], und zwar als Momente, in denen wir von unserer eigenen Sozialisierung, von unseren eigenen Selbstverständnissen Abstand nehmen, um uns aus dieser Distanz zu uns selbst heraus erneut zu ergreifen – und zwar wiederum im So-

zialen.“ Was für ein berückender Gedanke: Wer sich die Freiheit nimmt, von sich selbst abzurücken, findet umso besser zu sich und den anderen zurück.

Cristina Nord, Leiterin des Freiraum-Projektes

Der gefressene Zoo. Von Ilija Trojanow



Es ist nicht leicht, einen Zoo aufzubauen. Nicht in einem Provinzstädtchen. Erst recht nicht in diesen Zeiten. Wir müssen unseren Beitrag leisten, den Sozialismus zu errichten, sagt der Parteisekretär, und nicht einen Zoo! Er lässt nicht mit sich reden, nicht einmal, wenn es sich um ein kleines, bescheidenes Gehege handelt, mit einigen Rehen und einigen Hirschen, mit Pfauen, Perlhühnern, Bergziegen und vielleicht einem hinkenden Fuchs. Wie schlecht stehen da erst die Chancen für einen richtigen Zoo, wie er mir vorschwebt, während ich Tag für Tag die Holztische der Gaststätte abwische und sehnsüchtig auf den Frühling warte, während ich den Fußboden fege und von Zebras und Giraffen träume, und sogar von einem Elefanten, während ich die Dachrinne säubere. Wenn die ersten Besucher sich draußen an den See setzen, ein Bier bestellen, die felsigen Buckel betrachten und ihre Glieder in den frühen Sommer strecken, huscht ein Löwe durch meine Gedanken. Mit einem leichten, kaum merklichen Kopfschütteln serviere ich Kebab und Köfte, den ganzen Sommer über, und träume weiter vor mich hin.

Vor Jahren schon habe ich ein Plätzchen für meinen Zoo ausfindig gemacht, eine brachliegende Wiese zwischen zwei Buchten am anderen Ufer des Sees. Täglich blicke ich auf diese helle Landzunge vor den dichten Wäldern, die sich die Berghänge hinaufziehen. Im Sommer, wenn die Sonne Fuß gefasst hat, trifft sich das halbe Städtchen an unserem See — das halbe Städtchen würde um den See herum spazieren, in meinen Zoo hinein, würde sich vergnügt dort aufhalten, und sich auf dem Rückweg erneut in der Gaststätte stärken. Und selbst Besucher aus anderen Städten, sogar hohe Herren aus der Hauptstadt, würden sich den Zoo nicht entgehen lassen.

Selbst wenn er keine Elefanten oder Löwen aufzuweisen hätte.

Meine Träume sind geduldig. Die Gaststätte wird renoviert, die Terrasse wird erweitert, die Wiese vor dem Wald wuchert vor sich hin und eines Tages, völlig grundlos und ohne Druck, beschließt das Partiekomitee, meinem Antrag zu entsprechen und ein Tiergehege an der Nordseite des Sees zu genehmigen. Und was für eine Freude, dass sie mich mit dieser Aufgabe betrauen. Ich kenne mich aus mit den Tieren unserer Heimat. Ich kann einige Rehe und einen Hirsch auftreiben, etwas später auch fünf Bergziegen. Einem Zigeuner, der schwer an Gicht leidet, kaufe ich seinen alten, gebrechlichen Tanzbären ab. Es kann sich inzwischen sehen lassen, das Kleingehege mit dem heimischen Wild. Ich pflanze Sträucher und Bäume an, ich fülle die Wassertröge, ich bemale Schilder und ich rufe den Tierarzt aus der Bezirksstadt, als das erste Reh wirft. Und so gehe ich weiterhin jeden Tag in meinen Träumen spazieren, am See entlang, ohne aus den Augen zu verlieren, was noch fehlt, was dieses Tiergehege in einen wirklichen Zoo verwandeln würde, etwas Fremdes, etwas von ganz weit weg, so etwas wie ... na ... zum Beispiel ... eine Giraffe.

— Giraffe? Kein Problem, Onkel.

So spricht mein Neffe Grozdan, der es erstaunlich weit gebracht hat, in die Hauptstadt, wo er in einem Ministerium arbeitet, und uns einmal im Jahr mit seinem Dienstauto besucht.

— Was willst du damit sagen: kein Problem?

— Du hast großes Glück, Onkel, und dein Glück hat einen Namen: Sekou Touré.

— Zeku Ture?

— Nein, Se-kou Tou-ré. Liest du denn keine Zeitung? Hörst du denn keine Nachrichten? *Der Pavian, der dem Leopard den trotzt. Die Spinne, die die Hyäne hereinlegt.*

— Was für eine Hyäne?

— De Gaulle, Onkel. General Charles de Gaulle. Zerbrich dir über so was nicht den Kopf, das ist komplizierte Geopolitik. Ich werde dir schon sagen, was du wissen musst. Merk dir für heute nur soviel — wir haben einen neuen Freund in Afrika, und vielleicht auch bald einen ...

— In Afrika?

— ... Lieferanten.

— Was liefert der?

— Giraffen, nur so als Beispiel. Giraffen oder Gazellen oder Gnus. Was weiß ich? Vielleicht schaut für dich eines Tages sogar ein Löwe dabei heraus.

— Ein Löwe!

— Nicht auszuschließen.

— Das wäre ein Zoo, mit einem Löwen drin wäre es ein wirklicher Zoo.

— Mal sehen, Onkel. Überlass alles Weitere mir.

Ich muss die Holztische nicht mehr abwischen. Ich bin für das Gehege zuständig und habe mehr Zeit zum Nachdenken. Über die Hyäne, über den General und seinen Neffen. Ein glücklicher Zufall, das. Einer aus unserer Familie, der nach Afrika Beziehungen hat. Gesegnete Fügung. Woanders gibt es nämlich keine Giraffen. Nur muss ich mich schon wundern, dass Grozdan als Gegenleistung für die Giraffen Kloschüsseln liefern will. Vielleicht hat er ja einen Scherz gemacht. Ich verstehe ihn nicht immer. Meist ruft er aus heiterem Himmel an und überrumpelt mich ...

– Gute Nachrichten, Onkel. Es ist eine Giraffe dabei, und, jetzt halt dich aber mal fest, du wirst es nicht glauben, auch ein Löwe!

Die Leitung ist schlecht, aber soviel verstehe ich, dass mein Neffe mich in die Hauptstadt ruft, damit ich die Tiere abhole und in ihr neues Zuhause begleite. Ich bin erstaunt, wie begeistert sich der Parteisekretär auf einmal zeigt. Er klopf mir auf die Schulter und wünscht mir viel Erfolg. Ich nehme den Bus in die Hauptstadt, und als ich die schönen Tiere sehe, kommen mir die Tränen. Am nächsten Tag sagt mir der Tierarzt, der Löwe sei blind und die Giraffe lahm. Aber das trübt meine Freude kaum, zumal mir die freundlichen Kollegen aus dem großen Zoo in der Hauptstadt auch einige Zebras schenken ... ein Zoo soll nach was aussehen, nicht, auch wenn er nur in der Provinz ist! Ich bedanke mich und bleibe dankbar. Auch wenn sich die Zebras im Laufe der Jahre allsamt als unfruchtbar erweisen.

Das ganze Städtchen erfreut sich an unseren Tieren. Nur wo dieses Guinea liegt, das weiß keiner so ganz genau. Ich fasse mir ein Herz und bestelle ein riesiges, geschnitztes Schild, das ich neben dem ufernahen Pfad zwischen zwei Buchen aufhänge: Willkommen im Zoologischen Park. Jetzt ist sogar der Parteisekretär zu größerem Wild entschlossen.

Die Sterne stehen günstig, das Telefon klingelt und eine fröhliche Stimme ruft:

– Dar-es-Salaam.

– Grozdan?

– Dar-es-Sa-laaaaaaam.

– Bist du das, Grozdan?

– Wie hört sich das für dich an, Onkel? Dar-es-Salaam. Klingt doch schön, oder?

- Ich weiß doch nicht ...
- Das ist noch lange nicht alles. Ny-e-re-re, U-ja-maaaaa.
- Sprichst du von Tieren?
- So viele, wie du haben möchtest. Rat mal, mit wem wir Brüderschaft geschlossen haben ...
- Woher soll ich das wissen, Grozdan?
- Mit Tansania.
- Serengeti!
- Genau, Onkel, die Tierkammer Afrikas steht dir offen.

Grozdan hat dazugelernt. Nun verschifft er Pfirsichkompott und eingelegte Paprika. Gelegentlich mischen sich einige mit Metallriemen verstreute Kisten unter die Ladungen Dosen und Gläser, aber darüber verliert Grozdan kein Wort. Die Tansanier, dankbarer als ihre guineischen Vorgänger, revanchieren sich mit jungen, gesunden, munteren Gazellen.

Grozdan nimmt einen großen Schluck aus dem Bierglas. Er ist mal wieder auf Heimatbesuch.

– Ich liebe diesen See im Herbst. Wenn es wieder still wird nach den Sommerferien. Und der Wald so bunt leuchtet. In einigen Wochen kommen deine Gazellen an. Ich wusste gar nicht, wie viele verschiedene Gazellen es gibt. Vor Ort haben sie mich gefragt, was wir uns denn wünschen, ob Grant oder Thomson oder Impala oder Kongoni oder Dik-Dik ... so ging es ewig weiter. Mir blieb die Spucke weg. Und ich dachte, Gazelle ist wie Reh. Ach, schmeckt das hier gut. Zugegeben, es gibt noch Hirsche, aber damit hat es sich bei uns auch schon. Wildschweine kann man nicht dazuzählen, oder? Ich habe mich für die Impala entschieden, ich hoffe, das ist dir recht, das klang so gut, und ich habe auch einige Zebras nachbestellt, zeu-

gungsfähige dieses Mal. Sonst sterben dir die Zebras bald aus.

— Du hast gut getan, Grozdan. Die Zebras sind die Lieblinge der Kinder.

— Das liegt nur daran, dass du noch keine Affen hast. Lass mich nur machen.

Das Glück ereilt mich auf Umwegen. Seitdem ich weiß, wie wichtig Geopolitik für meinen Zoo ist, lese ich die Zeitung aufmerksam. Seite fünf, wo gelegentlich etwas über Afrika steht. Der Herbst hat sein Gold verloren, aber ich muss ja die Blätter nicht mehr zusammenkehren. Man hat mir zwar einen erfahrenen Zooverwalter vor die Nase gesetzt, doch ich arbeite an seiner Seite, als stellvertretender Direktor. Die Zeitung berichtet von dem Staatsbesuch eines unserer guten Freunde, eines Mannes namens Agostinho Neto. Der Präsident der sozialistischen Republik von Angola habe uns ein ungewöhnliches Geschenk mitgebracht, eine Horde Paviane. Wir können sie sehr gut gebrauchen, wird Grozdan H., ein hochrangiger Beamter im Außenministerium, zitiert. Wochen später, pünktlich zum Wintereinbruch, erreichen die Paviane unser Städtchen, begleitet von einem säuerlichen Brief des Direktors des hauptstädtischen Zoos, der sein Unverständnis zum Ausdruck bringt, dass ein unbedeutender Provinzzoo die ganze Affenhorde benötige, wo doch die Hauptstadt an akutem Pavianmangel leide. Die Affen gewöhnen sich schnell an das Leben bei uns zwischen See und Bergen. Ich bringe ihnen sogar das Schneeballwerfen bei.

Doch der Höhepunkt meines Lebens kündigt sich in einem unverhofften Telegramm an:

HAILE SELASSIE IN VOLKSREVOLUTION GESTÜRZT
STOP LÖWEN ZU HABEN STOP GROZDAN

Nach so vielen Jahrzehnten, nach so vielen Hoffnungen und Träumen, tritt eines Tages ein stolzer, gesunder Löwe in den Zoo ein — der blinde war im August des Prager Frühlings verstorben. In der Gaststätte am See feiern wir alle zusammen, der Zoodirektor und der Parteisekretär und Grozdan und ich. Nach vielen Trinksprüchen auf Löwen, Paviane, Impalas und Giraffen schleppt sich die Zunge des Parteisekretärs an mein Ohr heran: Den Sozialismus, den haben wir nicht hingekriegt, aber dein Zoo, daraus ist doch immerhin was geworden. Verwirrt schaue ich zu den Felsen hinaus.

Und schaue tags darauf immer noch hinaus, als das trunkene Geständnis des Parteisekretärs im Radio bestätigt wird. Mich fröstelt es ein wenig bei dem Gedanken, was aus meinem Zoo nun werden soll.

Zuerst verschwinden zwei Perlhühner. Ich überprüfe alle Zäune und alle Tore. Und ich tröste mich, es sei nur ein Einzelfall gewesen. Doch die Verluste häufen sich und mir wird klar, dass ich etwas unternehmen muss. Aber was denn? Ich suche die Polizei auf.

— In letzter Zeit hat man mir acht Pfauen, zehn goldene Perlhühner und sechs Bergziegen gestohlen.

— Gehören die Tiere dir?

— Nein, ich bin verantwortlich, ich passe auf die Tiere auf.

— Dann hast du wohl nicht gut genug aufgepasst.

— Die sind in der Nacht gekommen.

— Wer sind die denn?

— Ich weiß es nicht.

— Und was sollen wir jetzt machen?

— Ich ...

– Sollen wir dir neue Tiere besorgen? Oder jeden ver-
hören, der so aussieht, als könnte er ein knuspriges gol-
denes Perlhuhn im Magen haben.

– Sagen Sie so etwas nicht ...

– Onkelchen, hast du den blassesten Schimmer, wie
viele Verbrechen es in dieser Stadt gibt, seit wir Demo-
kratie spielen? Da kommst du daher und erwartest, dass
ich mich um entlaufene Ziegen kümmere.

– Bergziegen, schwarze Bergziegen, die sind selten.

– Na und, vielleicht schmecken sie auch selten gut.

Ich beschliesse, die Nacht über zu wachen. Nur einmal
nicke ich ein. Am nächsten Morgen habe ich Kopf-
schmerzen und eine Beule am Kopf. Es fehlen vier Rehe.
Die Räuber haben das Gittertor mit einem Draht wieder
verschlossen. Sie können nur im Wald sein. Ich laufe
durch den Wald, den ganzen Tag, ich kenne jede Ecke des
Waldes. Aber ich überschätze meine Kräfte. Auf einer
Lichtung breche ich zusammen, der Boden ist nass vom
geschmolzenen Schnee. Ich sehe Asche, und dann sehe
ich das Rippengehäuse einer Ziege. Eine unbekannte Käl-
te erfasst mein Herz. Um mich herum ist ein einziges
Schlachtfeld. Knochen überall, und es stinkt, neben ei-
nem Stamm liegt ein abgezogenes Fell und es stinkt.
Nicht einmal Grozdan kann mir helfen. Er ist nach Süd-
afrika abgeordnet worden. Er soll dort als Botschafter
neue Freundschaften schließen.

Als die Impalas verschwinden, begreife ich, dass ich
dringend handeln muss. Ich rufe beim Zoo in der Haupt-
stadt an.

– Was sollen wir mit noch mehr Tieren.

– Ihr wolltet sie doch haben, damals. Die Paviane.

– Wer immer sie haben wollte, das muss lange her
sein. Hören Sie, ich kann mir vorstellen, dass Sie es

schwer haben, aber wir haben hier auch Mühe, die Tiere zu ernähren. Meinen Sie, ich kann von den Arbeitern verlangen, dass sie den Leoparden Fleisch geben, wenn sie selbst vergessen haben, wie Fleisch schmeckt. Und wer soll das zahlen, das Fleisch? Erklären Sie mir mal, wie man Leoparden ohne Fleisch ernähren soll. Unsere Raubtiere sehen schon aus wie Somalis.

– Hier ist es anders. Hier werden die Tiere gegessen.

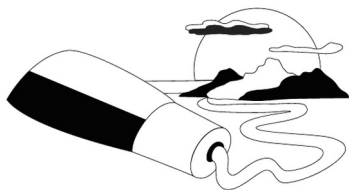
– Bestimmt nicht die Leoparden.

– Ich habe keinen Leoparden.

– Da haben Sie aber Glück.

Ich telefoniere und telefoniere, ich rede auf jeden Zoo-direktor des Landes ein. Vergeblich. Die Gazellen verschwinden, eine nach der anderen. Ich teile meine mager-re Rente mit dem alten abessinischen Löwen. An dem Morgen, an dem ich die Zebras dreimal durchzähle und immer wieder eines fehlt, öffne ich die Tore weit. Ich nehme Abschied von jedem der Tiere und werfe die Schlüssel in den See. Dann laufe ich ein letztes Mal durch den Wald. Ich kann meinen Zoo nicht mehr schützen. Ich bleibe irgendwo stehen. Ich heule, ohne Tränen, und es klingt in meinen Ohren wie das kraftlose Heulen eines alten Wolfes. Ich sinke auf die Knie und heule weiter, auf allen Vieren.

Libellen. Von Tanja Dückers



Die Libelle vor ihr zitterte. Zitterte, aber nur vor Müdigkeit, nicht aus Angst. Ebba versuchte irgendwo anders hinzuschauen. Ihre Mutter war eingeschlafen, ihr runder Kopf mit dem dichten rotbraunen Haar wiegte sich nach links, nach rechts. Die silberne Haarspange mit der Libelle aus lauter eingestochenen Pünktchen hüpfte bei jeder Kurve, jeder Biegung, jedem Schlagloch auf und ab. Warum hatte ihre Mutter bloß mit dem Bus von Berlin nach Kroatien fahren wollen, das war doch verrückt. Wieso Kroatien, dieses Land sagte Ebba gar nichts. Bloß weil es dort billige Feriensiedlungen und, nicht zu vergessen, eine günstige Busreise hin gab. Als ihr Vater vor drei Monaten verschwunden war (zu Großvaters, Mamas Vater, Beerdigung war er noch gekommen, dort hatte Ebba ihn zuletzt gesehen), hatte er den Audi mitgenommen. Den Audi, die Stereoanlage und, laut ihrer Mutter, eine ganze Menge Geld. Wenigstens den Zug hätten wir nehmen können, dachte Ebba. Noch lieber wäre sie allein weggefahren, ohne Mutter. Aber das hatte man ihr nicht erlaubt. Ihre Mutter, die neulich bei Aldi nicht den Pfandflaschenautomat gefunden hatte und beim Stehimbiss den Würstchen-Theo anschrie, weil sie – fälschlicherweise, wie sich herausstellte – der Ansicht war, übers Ohr gehauen worden zu sein, ihre Mutter, die manchmal verschiedenfarbige Strümpfe unter ihren langen wallenden Kleidern trug (Kleider, die wie Bettbezüge aussahen), weil sie keine zwei passenden fand, ihre Mutter war der Ansicht, dass sie, Ebba, mit ihren 15 Jahren zu jung, orientierungslos und unerfahren sei, um allein oder mit Maike zu verreisen. Wenn Ebba nachts in ihrem Bett lag und die Plastiksterne am Zimmerhimmel zählte, hatte sie sich oft eingebildet, ihre Mutter zu hassen. Aber sie wusste, dass sie ihre Mutter gar nicht hassen konnte, sie

war ihr zu nah. Sie war einfach immer da, mit ihren fragenden Augen, wallenden Kleidern, ausgetretenen Sandalen und ihren weiten bunten Tüchern, die sie überall in der Wohnung, aber ganz besonders gern in Ebbas Zimmer, vergaß. Ebba versuchte so gut es ging, ihre Mutter zu ignorieren.

Passkontrolle, schon wieder. Natürlich wandte sich ihre Mutter an sie, um ihr überflüssigerweise noch einmal „Passkontrolle!“ zuzuraunen. Nichts entging ihr. Selbst die Libelle auf ihrem dichten Haar kam Ebba wie ein drittes Auge, eine Art rückwärtiges Kontrollorgan ihrer Mutter vor.

Ob ihr Vater jetzt auch Urlaub machen würde? An Schulzeiten müsste er sich jetzt nicht mehr halten, nein, er hockte bestimmt in Berlin, und irgendwann würde er wieder vor der Tür stehen – mit Bart und einem betretenen Gesicht, eine verschmierte Thermoskanne in der Hand –, so wie die letzten Male, nachdem er verschwunden war. Ihr Vater würde wieder zu Hause sitzen und Schachfiguren schnitzen, Kästchen bemalen und eine am Fenster sitzende Ebba zeichnen, um mit diesen Dingen am Wochenende auf den Trödelmarkt zu gehen. Warum ihr Vater wegging und warum er wiederkam – der bartlose, zappelige, hitzige Vater kurz vor seiner Flucht und der stille, traurige, bärtige Vater in der Tür mit der Thermoskanne und dem Dreck unter den Fingernägeln –, verstand Ebba nicht.

Der Bus rumpelte weiter und ließ die silberne Haarspange auf- und niederblitzen wie einen Fotoapparat. Die frühe Morgensonne fiel auf den dichten rotbraunen Schopf ihrer Mutter – sie saßen jetzt schon 24 Stunden im Bus. Einmal schlief Ebbas linke, einmal Ebbas rechte

Pobacke ein. Und die Toilette war immer genau dann besetzt, wenn man es selber kaum noch aushielt. Mamas Spar-Tick ... Mit dem Bus von Berlin an die Adria ...

Das Apartment war nicht so schick wie das auf Malta letztes Jahr, aber dafür waren sie in nur fünf Minuten am Strand. Jeden Morgen kontrollierte ihre Mutter Ebbas Badetasche, um zu prüfen, ob sie denn die Sonnenmilch mit Lichtschutzfaktor 15 und nicht nur die mit 12 oder gar 8 mitgenommen hatte – wegen ihrer empfindlichen Haut. Ebba wollte natürlich um jeden Preis braun werden, aber mit Lichtschutzfaktor 15 und einem ständig wachsamen Auge über allem war das nicht möglich. Wäre das Freiheit – mit Maïke zusammen mitten in der Schulzeit nach Ibiza oder Korsika zu fliegen? Die Freiheit, das Abenteuer, würde dunkelbraun sein und nach Schweiß riechen, das war klar.

Ebba hoffte, in der Feriensiedlung ein paar nette Jungen zu treffen, aber bisher hatte sie nur Rentner gesehen oder Familien, die nörgelnd mit großen Kühلتaschen an ihr vorbeizogen. Unter den Typen an ihrer Schule zu Hause war niemand dabei, der ihr gefiel oder nicht schon vergeben war. Nach jedem Urlaub hatte Maïke ihr zerknitterte Fotos von dunkelhäutigen Typen mit schönem Lächeln gezeigt – ihre Eltern ließen sie per InterRail alleine durch Europa reisen. Die Vorstellung, die nächsten drei Wochen mit niemand anderem als ihrer Mutter zu reden, deprimierte Ebba. Ihre Mutter, die sie jetzt nicht nur nach der Schule oder abends sah, sondern auch vormittags, hatte ihr noch zu Hause zweisprachige Taschenbücher mit *Kurzgeschichten des 20. Jahrhunderts* besorgt und ihr stillschweigend neben den Frühstücksteller gelegt. Als Ebba gerade vom ersten Strandspaziergang

kam, monierte sie schon, dass Ebba die Ferien nicht nutzen würde, um etwas „für ihren Geist“ zu tun. Und als Ebba schließlich in einem der Taschenbücher zu lesen begann, stellte ihre Mutter zwischendurch so raffinierte Fragen, dass es ihr stets gelang, herauszufinden, dass Ebba natürlich nicht die französische, sondern nur die deutsche Version las.

Den einzigen Trumpf, den Ebba in der Hand hielt, war die Frage: „Was meinst du, wann kommt Papa dieses Mal wieder?“ Damit erwischte sie ihre Mutter nämlich an ihrem wunden Punkt. Sie wand sich stets, seufzte und gab etwas von sich wie: „Ich hoffe, bevor die Schule wieder anfängt!“, oder: „Ich hoffe doch, vor meinem Geburtstag!“

Einmal stellte Ebba ihrer Mutter eine besonders gemeine Frage. Und zwar nachdem ihre Mutter sie genau in dem Moment, als ein Junge vorbeilief und Ebba einen langen Blick zuwarf, in ein intensives, aber uninteressantes Gespräch über die irgendwann einmal anstehende Wohnungsrenovierung in Berlin verwickelte. Kaum war der Junge aus ihrer Reichweite, ließ Ebbas Mutter das Thema wieder fallen und starrte gedankenverloren aufs Meer.

Da fragte Ebba: „Sag mal, kannst du dir vorstellen ... Also ich meine das nicht böse, nur, man überlegt so was eben mal, dass Papa eigentlich nie in dich verliebt war? Dass es sich für ihn halt so ergeben hat und er nur aus Gewohnheit immer wieder zurückkehrt? Weil er weiß, du stellst das Essen auf den Tisch?“

Ihre Mutter antwortete nicht. Ebba wusste, sie quälte sich mit der Frage, warum dieser linkische, unselbstständige Mann, der doch eigentlich dankbar für all das sein müsste, was sie für ihn tat, sie immer wieder im Stich

ließ. Sie konnte das einfach nicht begreifen. Dass ihr Mann ein von jedem Ehrgeiz freier Vagabund geworden war, hielt sie, so schien es Ebba, für ihr eigenes Versagen. Sich von ihm trennen? Ein Ding der Unmöglichkeit! Dann hätte man ja den Fehler ganz offiziell zugegeben. Und was hätte Muttchen dazu gesagt?

In diesem Augenblick kam der Junge von vorhin mit einem Eis in der Hand zurück. Ebba hörte schon, wie ihre Mutter sich räusperte und einen Gesprächsanfang suchte, aber diesmal war sie schneller: Sie blickte zu ihm hoch – und ihr Lächeln wurde erwidert. Ein Kribbeln breitete sich von ihrem Magen bis in ihre Fingerspitzen aus. Sie gab sich keine Mühe, ihr Interesse vor ihrer Mutter zu verbergen. Sie seufzte genüsslich auf und sah dem Jungen hinterher, der anstatt zur Feriensiedlung zu einem Hochsitz der Strandwacht ging. Dort rief man ihm schon vom Weiten etwas zu – es schien etwas auf Kroatisch zu sein –, dann stellte er sich ganz selbstverständlich zu den Männern in den weißen Hemden und kurzen Hosen. Einer von ihnen trug einen Feldstecher um den Hals. Jetzt begann ihre Mutter mit einem Vortrag über ihre Erfahrungen mit Jungen „aus südeuropäischen Ländern“, die sich an „Touri-Mädchen“ heranmachten und die unzuverlässigsten seien, die man sich vorstellen konnte.

„Die wollen von vornherein nur Eine, die gleich wieder im Flieger sitzt. Warum hängen die sonst den ganzen Sommer am Strand herum, warum wohl?“

Ihre Mutter hielt den Kopf in solch einem geschickten Winkel, dass sie sowohl Ebba direkt anblicken als auch noch ihr Libellenauge auf sie richten konnte. Die Libelle war ein verzauberter Kobold, eine böse Fee – so viel stand fest.

Am nächsten Tag sah Ebba den Kroaten gleich drei Mal: morgens mit einem Fernglas auf dem Hochsitz – es sah aus, als würde einer der älteren Männer ihn einweisen –, nachmittags auf dem Weg zum Eisstand und wieder auf dem Rückweg.

Heute hatte er zuerst gelächelt, vorsichtig. Als Ebba in einer der wenigen mutterfreien Minuten – ihre Mutter war gerade auf der Toilette – ein paar tagebuchartige Notizen auf der Rückseite einer Postkarte machte, ging ihr durch den Kopf, dass sie von dem Jungen rein gar nichts wusste und nicht einmal sicher war, ob sie ihn überhaupt hübsch fand.

Später lud ihre Mutter Ebba ins Kino ein und war den ganzen Abend über sehr nett. Fast tat es Ebba leid, eine so starke Abneigung gegen sie verspürt zu haben.

Nachher lag sie neben ihrer Mutter im Bett und wartete, bis deren Atem gleichmäßig war. Erst dann meinte Ebba, in Ruhe nachdenken zu können. Ihr ging durch den Kopf, dass sie sich früher eigentlich mal recht gut mit ihrer Mutter verstanden hatte. Bevor Vater verschwand, wiederkam, verschwand. Da hatten sie noch nicht so aufeinander gehockt.

Am nächsten Morgen spürte Ebba schon beim Aufwachen, dass etwas anders war als sonst: Ihre Mutter summte und pfiff nicht beim Kaffeekochen, die silberne Libelle thronte nicht auf ihrem üblichen Platz, sondern lag noch immer auf dem Nachttisch – etwas hatte sich verändert.

Eine Minute später setzte sich Ebbas Mutter ans Bett: „Ebba, dein Vater hat mich auf dem Handy angerufen. Er will mit mir reden. Er will wiederkommen ... Wir ... wollen es noch einmal richtig miteinander versuchen. Er hat

aufgehört – ach, das wusstest du noch gar nicht – zu spielen, und er bringt den Audi wieder mit ... sagt er.“

„Und was bedeutet das jetzt?“, fragte Ebba argwöhnisch.

„Ebba, ich habe unsere Rückreise vordatiert. Wir reisen früher ab.“

Ebba saß am Strand und legte Muster aus Muscheln. Natürlich hatte sie stundenlang mit ihrer Mutter gestritten. So lange bis sie beide heiser waren. Ihre Mutter war schließlich ins Kino gegangen. Dann war Ebba allein ans Meer geschlendert.

„How are you?“, hörte sie plötzlich eine Stimme hinter sich. Ebba drehte sich rasch um, eine Hand mit Pistazien streckte sich ihr entgegen. Sie nahm zwei und dachte sofort, dass ihre Mutter dies als Zeichen der „Einwilligung“ in weitere Dinge deuten würde. Die Pistazien schmeckten köstlich. Der Junge ließ sich neben sie in den Sand fallen. Einen Moment lang schwiegen sie beide.

„Warum sprichst du so gut Englisch?“, fragte Ebba schließlich. Sie konnte ihre Neugierde nicht verbergen.

„Na ja, ich arbeite hier ... treffe viele Touristen“, antwortete er und bestätigte somit den Verdacht, den ihre Mutter, tiefer als Ebba lieb war, schon in ihr Hirn eingepflanzt hatte.

„Und was für eine Arbeit machst du hier?“, fragte Ebba, guckte uninteressiert in den Himmel. Nur nicht gleich zu nett sein!

Der Junge erzählte ihr, dass er Strandwächter werden wolle, um in den Sommermonaten etwas Geld zu verdienen. In einem Jahr wäre er mit der Schule fertig. Nachdem sie eine Weile nebeneinander gesessen hatten, redete er mehr; seine anfängliche Scheu, die vielleicht auch

nur ein Trick war, schien er abgestreift zu haben. Ebba ließ sich in einer Strandbar zu einem Glas Sekt von ihm einladen. Sie nahm alles an, was er ihr bot. Ihre Mutter war heute mit sich selbst beschäftigt, sie telefonierte die ganze Zeit für ein Heidengeld mit ihrem Vater, dabei hatte sie sich heute Morgen geweigert, Ebba eine Frauenzeitschrift zu kaufen mit der Begründung, die sei unverschämt teuer.

Als Ebba sich das zweite Sektglas reichen ließ und der Junge eine Hand auf ihren nackten Oberschenkel legte, überfiel sie plötzlich lähmende Traurigkeit. Plötzlich ist es ihr egal, was ich mache, was mit mir passiert ... Sie dachte an ihre am Handy hängende Mutter. Dann drehte sie den Kopf zur Seite, zum Glück war es schon so dunkel, dass der Junge – seinen Namen hatte sie nicht verstanden – ihre Tränen nicht sehen konnte, und, richtig, da kamen ihr schon seine Lippen entgegen. Später wälzten sie sich am Strand, und sie ließ sich das T-Shirt hochschieben. Doch als er anfang, an ihren Shorts herumzunisteln, drängte Ebba zum Aufbruch. Noch vor zwölf war sie wieder zurück im Apartment. Einen halben Meter vor der Tür genoss sie jedoch noch einmal seine heftigen Küsse.

„Ach, da bist du ja wieder“, murmelte ihre Mutter zerstreut, und Ebba sah, dass sie geweint hatte. Ohne nachzudenken, ging sie auf ihre Mutter zu und umarmte sie. Einige Minuten lang hielten sich beide in den Armen. „Na, und was hast du gerade erlebt ...“, sagte ihre Mutter, aber es war nur eine Feststellung, fast liebevoll, keine Frage.

Später, im Bett, hielt ihre Mutter Ebbas Hand fest, während sie im Detail berichtete, was ihr Vater alles erzählt hatte. Er hatte darüber rasoniert, warum er damals

nicht an der Kunsthochschule genommen worden war und warum er nicht das Selbstbewusstsein gehabt hatte, es noch einmal zu versuchen. Wer schaffte es denn gleich beim ersten Mal? Über diese Dinge hatte ihre Mutter die ganze Zeit mit ihrem Vater, den sie in drei Tagen doch sowieso sehen würde, für ein Heidengeld am Handy geredet. Ebba sagte nichts dazu, irgendwann fielen ihr – ausnahmsweise vor ihrer Mutter – die Augen zu. Nur die Libelle, die auf dem Nachtschisch lag, funkelte Ebba noch an.

Ebbas frühes Einschlafen hatte Folgen. Ebbas Mutter hatte nämlich noch erzählt, dass sie jetzt doch nicht früher abreisen würden, sondern, wie geplant, erst in einer Woche. Sie hätte so viel mit ihrem Vater gesprochen, dass sie Ebba zuliebe gemeinsam beschlossen hätten, den Urlaub nicht zu verkürzen. Immer dieses Hin und Her.

Die Wendung „gemeinsam beschlossen“ sprach ihre Mutter fast feierlich aus; sie auszusprechen, schien sie glücklich zu machen. Das erfuhr Ebba nun erst nachmittags, als sie sich mit Jiri – so hieß der Junge – schon für den Abend verabredet hatte, im Glauben, kaum noch Zeit zu haben. Der denkt jetzt, ich halte es keinen Tag mehr ohne ihn aus, ärgerte Ebba sich.

Wenn Jiri und sie sich trafen, redeten sie über dies und das – deutsche Küche, kroatische Küche, welche Musik man so hörte, ob man Geschwister hatte – und versuchten, die Anstandszeit herumzukriegen, bis es dunkel genug war. Dann knutschten sie am Strand herum, und Ebba dachte dabei sehnsüchtig an den Film *Grease*, den sie im letzten Jahr gesehen hatte und der mit einer romantischen Szene am Meer beginnt. Sie dachte immer an irgendein Bild oder einen Film, wenn sie Jiri küsste, und überlegte ständig, ob sie alles richtig machten. Manchmal hätte sie gern mit einer Freundin geredet, aber Ebbas

Freundinnen waren an der Nordsee, in Südfrankreich, in Schottland, auf Balkonien in Berlin – überall, nur nicht hier. Und ihre Mutter? Schlechter Scherz.

Ihre Mutter telefonierte nun jeden Abend stundenlang mit ihrem Vater. Tagsüber ging sie in ein Fitness-Studio, um sich die wenigen noch verbleibenden Tage an der Adria mit dem Versuch zu verderben, mal eben 15 Kilo abzunehmen. Ebba dachte an ihren uneitlen, nicht besonders schönen Vater und verstand nicht, warum ihre Mutter jetzt ihren Urlaub auf den Kopf stellte. Sie hatte noch nicht einmal den Audi wieder zurück.

Der Vorteil der neuen Situation war allerdings, dass ihre Mutter die Treffen mit Jiri überhaupt nicht kommentierte. Ich könnte schwanger werden, was würde sie wohl dann sagen?, sinnierte Ebba einmal. Für einen Moment spielte Ebba mit dem Gedanken, es darauf anzulegen. Nur um ihre Mutter, die sich jetzt nicht mehr die Bohne für sie interessierte, zu ärgern.

Am Abend vor ihrer Abreise war sie ein wenig aufgeregt. Heute würde sie Jiri zum letzten Mal sehen – vorausgesetzt, er bestand nicht darauf, sie zum Bus-Terminal zu bringen. Jetzt würde sich herausstellen, ob er ihre Anschrift in Berlin haben wollte oder nicht. Als sie im Bad vorm Spiegel stand, kam ihre Mutter von hinten und legte ihr die schweren Hände auf die Schultern. „Weißt du eigentlich, dass dein Großvater im Zweiten Weltkrieg in dieser Gegend war?“ „Nö, woher?“ „Ich dachte, Opa Paul hätte das mal erzählt“, seufzte Ebbas Mutter und drehte den Kopf so, dass die Libelle Ebba anblitzte. „Was hat er denn hier gemacht?“, wollte Ebba, nun doch neugierig geworden, wissen. Ebbas Mutter zuckte die Schultern. „Nichts Gutes vermutlich. Partisanen gejagt und

er... das hat er mal erzählt. Und nun geh schon – zu deinem Kroaten.“ Da war es ihrer Mutter ja prächtig gelungen, ihr noch ein ordentliches Päckchen mit auf den Weg zu geben. Es hatte immer nur geheißen, Großvater sei „in Russland“ gewesen. Ebba dachte an Großvater, der erst neulich gestorben war und den sie so gern gehabt hatte.

Jiri und sie trafen sich wie immer um acht Uhr in „ihrem“ Café gleich neben dem Hochsitz der Strandwacht. Sekt mit Orangensaft brachte der Ober ihnen schon ohne Aufforderung. Nach den üblichen zwei Gläsern Sekt und belanglosem Geplänkel darüber, aus welchen Ländern die nettesten und die blödesten Touristen an die Adria kamen, liefen sie Hand in Hand am Meer entlang – ein bisschen würde Jiri ihr ja schon in Berlin fehlen, obwohl sie gestern Nacht, als sie vom Schnarchen ihrer Mutter aufgewacht war und nicht mehr einschlafen konnte, auf einem Stück Klopapier festgehalten hatte, dass sie nicht richtig verliebt sei.

Sie gingen von einer Strandbar in die nächste, und Ebba hatte das Gefühl, dass diese hektischen Ortswechsel nur darauf abzielten, überall rasch etwas zu bestellen, um sie schnell betrunken zu machen. Die Stimmung in den Bars gefiel ihr nicht, die Frauen waren viel älter und übertrieben zurechtgemacht, fast nuttig, sie fühlte sich unwohl. Hier und da traf Jiri Freunde oder Bekannte, auch andere Mädchen, mit denen er sich jeweils lange auf Kroatisch unterhielt, ohne sie in das Gespräch miteinzubeziehen. Eigentlich würde sie am liebsten nach Hause gehen. Sie war auch müde heute.

Aber jetzt begleitete sie Jiri auf einen dunklen Pfad, der in Serpentinaen auf einen Berg führte. Jiri hatte einen schönen Namen für den Berg, aber Ebba hatte sich ihn nicht merken können. Jiri hielt sie die ganze Zeit an der

Hand. Manchmal blieb er stehen, zog sie an sich und küsste sie, wobei er ihr seine Zunge tief in den Rachen schob. Aber er merkte, dass ihr das nicht gefiel, und tipp-te bald nur noch mit seiner Zunge an ihre Schneidezäh-ne, leckte ihr über die Lippen, in die Mundwinkel und fuhr – sehr nass und warm – in ihre Ohrmuscheln. Davon konnte Ebba kaum genug bekommen. Dann stapften sie weiter, der Pfad war von mediterranen Dickblattgewäch-sen gesäumt, sie hörten Zikaden, das Rascheln kleiner Tiere, fernes Gelächter von Partys am Fuß des Berges und das tiefe Tuten von Schiffen, das an- und abschwoll. Ein Moment von Glück, aufregend und glitzernd wie die Licherketten der Strandbars tief unter ihnen, durch-zuckte Ebba. Jetzt war sie es, die Jiri festhielt, umarmte, mit ihrer Zunge in seine Ohrmuscheln fuhr.

Sie liefen schweigend weiter, Hand in Hand. Schließlich kamen sie auf eine Anhöhe mit weitem Blick über das Meer. Der Anblick war überwältigend, all das Fun-keln, Leuchten und Rauschen, kleine Schiffe als weiße Striche am Horizont, Vögel mit großen Schwingen kreis-ten über den Wellen. Ebba wurde schwindelig, aber nicht nur wegen ihrer Höhenangst. Sie sank ins Gras; nur einen Bruchteil einer Sekunde später war Jiri neben ihr. Auf ihr. Es ging so schnell, wie er da plötzlich auf ihr lag, ihre Knie mit seinen auseinanderdrückte; sein Kinn, seine Rippen, seine Ellenbogen, seine Hüftknochen – alles drückte, bedrängte, piekste sie ... Schließlich boxte sie ihn mit der Faust auf die Schulter: „Hör auf...“ „Entschuldige“, sagte er verwirrt. Dann, leiser: „Du bist eben so wunderschön, da kann ich mich einfach nicht beherrschen!“ Er zog sie diesmal vorsichtiger an sich, küsste sie. Noch einmal. Und wieder seine Zunge. Er wusste schon, was ihr gefiel. Ebba schaute nach oben in

den Sternenhimmel – sie wusste nicht, was sie wollte. Jiri kam ihr jetzt doch wieder so fremd vor. Wie alt war er eigentlich? Sie rückte etwas ab. Doch er streichelte sie vorsichtig, fuhr mit seinem Mund an ihr Ohr und begann zu erzählen ... Ebba hörte nun, dass die „Seele seines Vaters“ hier über ihnen schwebte, in den kleinen Nebelschwaden, die wie ein Bart am Berg hingen. Sein Vater war hier gestorben, auf diesem Berg, erst vor wenigen Jahren. Und noch sehr jung. Er hatte Jiris Mutter, Jiri und seine drei jüngeren Geschwister zurückgelassen. Jiri hatte ihn noch am Morgen gesehen, bevor der Vater zu seinen Olivenbäumen wollte... Aber Jiris Vater hatte nach dem Aufstieg in großer Hitze einen Herzinfarkt erlitten und den Weg nach unten nicht mehr geschafft. Ebba blickte ängstlich zu den Nebenschwaden auf. „Und dann hat man ihn hier gefunden, deinen Vater?“, fragte sie voller Mitleid. „Ja, nach zwei Tagen ...“, erwiderte Jiri leise. Dann legte er seinen Kopf in ihren Schoß, und sie streichelte seinen dunklen Schopf. „Es ist komisch“, fuhr er fort. „mein Großvater ist hier auch in den Bergen umgekommen ... im Zweiten Weltkrieg. Er war bei den Partisanen, weißt du. Die, die gegen die Ustascha-Miliz gekämpft haben. Die waren mit den Deutschen verbündet, du weißt schon, die Ustaschas.“ Ebba guckt betreten auf den Boden. Sie hatte den Zweiten Weltkrieg in der Schule dreimal gründlich durchgekaut, so dass ihr das Thema schon zu den Ohren heraushing, aber von Kroatien, dieser Miliz mit dem komischen Namen, die mit den Nazis verbündet war, und all dem, wusste sie nichts. Auch bis heute Abend nicht, dass ihr Großvater hier gewesen war. Hatte Mama auf der endlosen Busfahrt nicht Zeit dafür gehabt? Nein, sie musste es ihr am letzten Abend der Reise, vor ihrem Date, zwischen Tür und Angel sagen. „Kein

guter Ort für meine Familie! Jetzt ist mein Vater ihm gefolgt“, murmelte Jiri. Ebba schwieg beklommen. Einen Moment lang verharrte Jiri noch in dieser Position, dann schien sein Schmerz über den Tod seines Vaters wie weggeschwemmt; seine Hände lösten geschickt ihren BH und spielten bald mit dem Saum ihrer Unterhose. Und seine Zunge vergaß er auch nicht bei all dem. Und Ebba hatte das Gefühl – irgendwie –, etwas wiedergutmachen zu müssen.

Jiri war sehr zärtlich gewesen, hatte etwas von „love“ gemurmelt. Schwanger geworden war sie nicht. Es war Vollmond gewesen, und sie hatte versucht, an Grease zu denken.

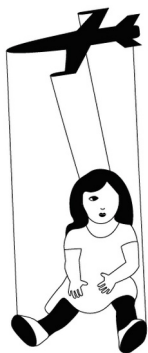
Zurück in Berlin schuftete Ebbas Mutter, die als Altenpflegerin arbeitete, eine Weile verbissen, machte zahllose Überstunden. Sie wollte ihren Mann, der auf dem Trödelmarkt seine selbstgemalten Aquarelle kaum loswurde, unterstützen und sich, ihm und Ebba den Umzug in eine billigere, hässlichere Wohnung ersparen.

Nur wenige Monate später würde sie Ebbas Vater rauswerfen, und er – der gewohnt war, zu gehen und nicht gegangen zu werden – sollte nie wiederkommen. Und danach, Jahre später, sollte ein neuer Mann kommen und Ebbas Mutter doch noch glücklich machen und Ebba alles geben wollen, was sie früher als Kind (jetzt war sie selbst fast erwachsen) einmal gern gehabt hätte. Sie würde auch alle Fragen von Ebba zu ihrem Großvater, der mit dem sogenannten „Teufels-Batallion“ der Wehrmacht in den Bergen Kroatiens Partisanen gejagt hatte, beantworten und selber eine längere Recherche über ihn anstellen – als Ebba gerade im Abiturstress war. Alles kam immer zu spät. Überall Ungleichzeitigkeiten, nichts bekam man dann, wenn man es brauchte, das Ticken der Zeit und der

eigene Herzschlag – die große Uhr der Außenwelt und die kleine „innen drin“, wie Ebba das nannte, die passten einfach nie zusammen.

Und Glück? Was war das...? Vielleicht für einen Moment das Glitzern einer Lichterkette am Strand.

Papa kommt nach. Von Nasrin Siege



Das ist Simin. Simin sitzt auf einem Bett. Sie hat einen grünen Schlafanzug an. So einen mit Karos. Simin ist etwas dünn und sie hat schwarze Haare. Sie kringeln sich überall auf ihrem Kopf und sind deshalb Locken.

Simins Füße stecken in dicken bunten Ringelstreifen. Simin zählt die bunten Streifen. Sie kann ja schon lange zählen und die Namen für die Farben kennt sie noch viel länger in Arabisch und in Deutsch.

Die Ringelstreifen sind blau und rot und grün und weiß. Ein Strumpf hat neun Ringelstreifen und ein Strumpf hat acht Ringelstreifen. Simin zählt noch einmal. Nein, sie hat sich nicht verzählt. Beim linken Strumpf fehlt ein blauer Streifen.

Simin ist hier mit Mama bei Oma. Noch nicht so lange. Seit gestern eigentlich. Oma hat ihr die dicken Wollstrümpfe gegeben. Das war, als sie angekommen sind.

Papa ist noch nicht angekommen.

Simin runzelt die Stirn. Papa ist da geblieben.

Simin drückt Lara an sich. Ein Glück, dass Lara mitgekommen ist. Aber sie ist ja auch so klein. So klein, dass sie in Simins Rucksack passt. Simin streicht Laras gelbe Haare glatt. Lara mag das. Sie schaut Simin mit ihrem einen Auge an. Lara weiß, dass Papa nicht angekommen ist.

Mamas und Tante Esraas Stimmen kommen aus dem Wohnzimmer. Simins Herz fängt vor Freude an zu hüpfen. Simin springt aus dem Bett und rennt ins Wohnzimmer. Sie schaut zu Mama und Tante Esraa. Tante Esraa sitzt im Computer.

„Du musst doch nicht weinen“, hört sie Mama sagen.

„Ich weine nur, weil ich“, sagt die Tante, „weil ich froh

bin, dass du und Simin in Deutschland seid.“ „Und ich bin

froh, dass du in Schweden bist.“

„Da ist ja Simin!“ Tante Esraa winkt. „Und du hast ja Lara dabei!“

Simin winkt zurück. Lara auch.

Simin wackelt mit dem Fuß vor dem Bildschirm.

„Die sind schön. Wo hast du diese schönen Socken her?“

Auf der Straße gibt es einen lauten Knall. Simin und Lara verstecken sich schnell.

Mama schaut unter das Bett.

„Du brauchst keine Angst haben. Das war von einem Auspuff.“

Mama hält ihr die Hand hin.

Simin schüttelt den Kopf.

„Komm ruhig raus.“

Simin schüttelt den Kopf.

Mama seufzt und geht zurück zu Tante Esraa.

„Die schönen bunten Socken hat meine Mutter für Simin gestrickt.“ Mama redet weiter mit Tante Esraa.

Sie sind auch warm, will Simin ihr zurufen. Aber die Worte wollen nicht raus, weil sie irgendwo in ihr bleiben.

„Warm müssen sie sein“, Tante Esraa hat Simins Worte, die nicht herausgekommen sind, gehört. „Jetzt, wo bald Winter ist.“

Simin ist wütend auf die Worte. Weil sie immer irgendwo stecken bleiben. Weil sie nicht rauskommen. Weil sie doch Tante Esraa alles erzählen will!

„In Deutschland seid ihr sicher“, sagt Tante Esraa.

Vorsichtig krabbelt Simin aus ihrem Versteck und legt sich wieder mit Lara ins Bett.

Aus der Küche kommt ein so guter Geruch. Aus der Küche kommen Klapper-Geräusche. Und Wasser-Geräusche. Aus der Küche kommen Oma-Geräusche. Und dabei ist gar nicht Weihnachten. Da war Simin schon einmal bei Oma-Frankfurt. Das ist aber schon lange her und Simin war noch kleiner als jetzt. Mama war auch da und auch Papa.

Mama steht in der Tür. Draußen scheint die Sonne. Mama geht zum Fenster. Ritsch machen die Gardinen und die Sonne fällt auf Simins bunte Bettdecke. Ein dicker Sonnenstrahl kitzelt ihre Augen. Aber nur ein bisschen.

Mama setzt sich zu Simin. Sie streicht ihr die wilden Locken aus dem Gesicht. Simin kuschelt sich an Mama. „Nach dem Frühstück gehen wir ein wenig spazieren.“ Simin nickt.

Aus der Küche kommt eine süße Frühstückswolke. Zusammen mit dem Lied, das Oma singt. Simin und Mama lachen. Oma hat eine schöne Stimme. Früher war sie eine Opernsängerin. Aber das ist schon lange her. So lange wie alles. Simin nimmt Lara in den Arm und schaut zum Fenster.

„Na komm schon“, Mamas Stimme sagt dann auch noch Wasser und Badewanne.

Oma trillert wie ein Vogel.

Simin und Lara stehen auf.

An Simins Füßen leuchten die dicken bunten Ringelsocken.

Alle sagen, dass Simin Oma ähnlich sieht. Dabei ist Oma doch alt und Simin noch ein Kind. Und Omas Locken sind

so weiß wie Wolken. Oder auch wie die von Frau Holle. Oma kann auch so schön singen. Simin schüttelt den Kopf. So wie Oma kann sie nicht singen.

Oma breitet die Arme aus. „Da bist du ja, mein Kleines. Komm, setz dich an den Tisch!“ Oma rückt den Stuhl zu recht. „Hast du gut geschlafen?“ Simin nickt.

Simin setzt sich mit Lara an den Tisch. Mama setzt sich auch an den Tisch. Mama schenkt sich selbst eine Tasse Kaffee ein. Oma gießt Kakao in die Bären tasse. Simin mag die Tasse. Sie hat einen dicken Bauch, auf dem fünf kleine Bären im Gras spielen. Sie sind bestimmt Geschwister. Simin stellt sich vor, wie sie mit den Bärchen spielt. Simin lacht.

„Was möchtest du essen?“ Oma zeigt auf den Küchentisch.

Simin spielt nicht mehr mit den Bären.

„Cornflakes?“

Simin schüttelt den Kopf.

„Vielleicht ein Brot mit Butter und Marmelade?“

Simin schaut zu Mama.

„Simin braucht morgens immer etwas Zeit“, erklärt Mama.

Oma nickt und setzt sich zu ihnen an den Tisch. Oma isst Brot mit Marmelade und trinkt Kaffee mit ein wenig Milch dazu. Mama trinkt Kaffee schwarz. Simin trinkt Kakao aus der Bären tasse.

„Sag doch was!“ Oma schaut Simin an.

Simins Becher fällt um. Die Bären schwimmen im Kakao auf dem Tisch. Lara fällt auf den Boden. Simin läuft zu Mama.

„Ist schon gut.“ Mama nimmt Simin in die Arme. „Nicht so schlimm!“

Oma wischt mit einem Lappen den braunen See vom Tisch weg.

„Siehst du?“, strahlt Oma. „Alles wieder gut!“

Oma will mit Simin zum Arzt gehen.

„Sie hat schon genug Stress gehabt“, sagt Mama. „Sie braucht noch etwas Zeit.“

„Aber warte nicht zu lange!“ Oma spricht streng.

„Ich gehe jetzt mit Simin spazieren“, sagt Mama. „Und auf unserem Weg besuchen wir Philipp.“

„Gute Idee“, Oma ist einverstanden. „Ich singe dann etwas für mich.“

Simin freut sich auf Philipp. Weil sie ihn kennt und weil er Papas Freund ist.

Draußen ist es kalt. Die Sonne berührt Simins Gesicht.

Simin friert nur an den Händen.

„Du brauchst Handschuhe,“ sagt Mama.

Im Park sind nur ein paar Leute und ein paar Hunde. Die Bäume haben keine Blätter mehr.

Ihre Zweige sind wie Arme, will Simin Mama sagen. Aber die Worte bleiben wieder stecken. Irgendwo drinnen in Simin.

Mama schaut sie an. „Willst du mir etwas sagen?“

Simin nickt.

Das Flugzeug ist plötzlich da. Zwischen den Wolken kommt es herausgeschossen. Es hat einen langen weißen Schwanz. Simin läuft weg. Ganz schnell. Simin versteckt sich. Das Gebüsch ist kratzig.

„Du brauchst keine Angst haben.“ Mama hockt vor dem Gebüsch. „Hier ist kein Krieg.“

Früher hat Simin ganz viel mit den anderen Kindern auf der Straße gespielt. Doch dann kamen die Flugzeuge und Simin und die Kinder haben nicht mehr so oft auf der Straße gespielt.

Aber wenn sie auf der Straße gespielt haben und ein Flugzeug gekommen ist, sind Simin und die anderen Kinder weggelaufen. Dann haben sie sich versteckt und wussten nicht wo. Die Flugzeuge haben Explosionen auf die Straßen und Häuser abgeworfen. Dann hat es geknallt und die Straßen und Häuser sind kaputt gegangen. Alle haben geschrien. Simin hat geschrien. Manche Leute sind danach nicht aufgestanden.

Einmal, da war Simin mit Mama auf der Straße. Mama wollte zu Papa ins Krankenhaus, wo er arbeitet. Zum Glück waren keine Flugzeuge am Himmel. Auf dem Weg hat Simin Lara gefunden. Da hieß Lara noch nicht Lara. Da hieß sie Puppe. Puppe lag unter einem kaputten Fenster von einem Haus. Nur ihr rechtes Auge fehlte. Simin hat das Auge gesucht. Aber sie hat es nicht wieder gefunden. Das heile Auge von Puppe hat etwas traurig geguckt. Es ist übrigens braun.

Simin hat Puppe mit zu Papa genommen. Papa ist Arzt und arbeitet im Krankenhaus. Simin hat ihm Lara gezeigt. Da hieß Puppe nämlich schon Lara, weil Simin ihr den Namen Lara gegeben hat. Papa hat Laras Auge, das nicht da war, untersucht. „Da kann man nichts machen“, Papa hat den Kopf geschüttelt.

„Macht nichts“, hat Simin gesagt. „Ich mag sie auch mit nur einem Auge.“

Papa hat gelächelt. Simin erinnert sich an Papas Lächeln.

„Es wird Zeit, dass du mit Simin nach Hause fliegst,“ hat Papa gesagt.

„Ich will nicht ohne dich nach Deutschland!“, hat Mama gesagt.

„Versteh mich doch, Lisa! Ich werde hier noch gebraucht!“ Papa hat Mama in die Arme genommen.

„Und wir versuchen zu skypen, ja?“

„Skypen?“ Mama hat so komisch geguckt wie Simin das nicht mag. „Träumst du? Das funktioniert doch kaum noch!“

„Manchmal klappt es noch“, und jetzt hat Papa so geguckt wie Simin das nicht mag. „Und ich komme nach“, hat Papa versprochen.

Mama, Simin und Lara sind mit dem Bus gefahren. Simin hat aus dem Fenster geguckt. So lange bis Papa nicht mehr zu sehen war.

„Warum bleibt Papa hier?“

„Weil er Arzt ist und helfen will“, hat Mama gesagt.

„Er kommt nach“, hat Simin Mama gesagt.

„Stimmt ...“

„Wann kommt er nach?“

„Bald ...“

Im Bus waren viele Frauen und Kinder. Der Bus ist lange gefahren. Simin hat fast die ganze Zeit geschlafen. Als der Bus gehalten hat, ist Simin aufgewacht. Sie sind alle ausgestiegen und sie haben etwas zu trinken und zu essen bekommen. Simin und Mama mussten in einen anderen Bus umsteigen. Der ist wieder ganz lange gefahren und der hat ein paar Mal gehalten, bis er am Flugplatz angehalten hat. Simin und Mama und Lara sind zu Oma-Frankfurt geflogen. Simin nennt sie so, weil sie

in Frankfurt wohnt. Papas Mama wohnt in Damaskus, und deshalb nennt Simin sie Oma-Damaskus.

Simin mag Philipp. Papa und Philipp haben in Frankfurt studiert. Seitdem sind sie Freunde. Das ist schon viele Jahre her. Da war Simin noch nicht geboren. Erst mussten Papa und Mama sich in der Universität kennenlernen.

Philipp kniet vor Simin. Er hat lustige blaue Augen und er hat einen kurzen blonden Zopf. Philipp lächelt. „Wie heißt denn deine Puppe?“, fragt Philipp. Simin öffnet den Mund, bewegt die Zunge, die Lippen. Sie strengt sich so doll an, bis ihr die Tränen kommen. Philipp schaut jetzt ernst zu Mama, die auf einem Stuhl sitzt. Er steht langsam auf und setzt sich auf den Stuhl am Tisch.

„Im Bus aus Aleppo hat sie noch gesprochen“, Mama guckt wieder so komisch wie Simin das nicht mag. „Ich weiß nicht genau, wann sie aufgehört hat zu sprechen.“

Simin läuft zu Mama und legt den Arm um sie.

„Warum ist Rami in Aleppo geblieben?“

„Weil er Arzt ist“, sagt Mama.

„Typisch Rami“, hört Simin Philipp sagen. „Aber ich kann ihn gut verstehen.“

Philipp und Mama unterhalten sich noch eine Weile und Simin hört genau zu. Da sind Worte, die Simin nicht kennt. Da sind Worte, die Simin vorher schon gehört hat. Deutscher Pass, den Papa nicht hat, weil er Syrer ist, und den Mama und Simin haben.

„Melde dich, wenn ihr Hilfe braucht.“ Philipp schaut ernst.

„Mach ich“, sagt Mama.

„Gib Simin noch etwas Zeit. Sie hat einiges erlebt und braucht jetzt Ruhe.“

„Ich weiß“, Mama holt tief Luft. „Und sie vermisst Rami.“

„Ich bin vor allem zu dir gekommen wegen meiner Mutter.“ Mama steht auf. Sie nimmt Simins Hand und lacht leise. „Sie hat gemeint, dass ich mit Simin zum Arzt gehen sollte.“

Philipp steht jetzt auch auf. Er umarmt Mama. Dann kniet er sich wieder vor Simin.

„Hier bist du sicher“, sagt er. „Und alles wird gut. Du wirst es sehen.“

„Papa ... kommt nach ... hat er gesagt“, Simin lauscht ihren Worten hinterher. Sie sind von ganz alleine gekommen. So frei wie die Sonnenstrahlen am Morgen und wie das Rascheln der Blätter im Park. Ganz leise. Aber sie sind da.

Einfache, kleine Dinge. Von Vladimir Arsenijević



An diesem Morgen fand sie in der Küche ein großes schwarzes Insekt.

Es saß in der Spüle und streckte bedächtig die langen Fühler aus, wie ein weiser Mann. Angeekelt ließ sie das Wasser laufen. Sofort wurde das Tier vom Wasserstrahl erfasst. Es zappelte im Sog, der es zum Abfluss fortriss.

Sie wandte sich zum Kaffeekochen. Sie hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, jeden Morgen die doppelte Menge zuzubereiten.

Erst als die Kaffeemaschine zu zischen begann, blickte sie wieder zur Spüle. Das große schwarze Insekt war immer noch da. Es kämpfte gegen das Wasser. Die Beinchen wurden schon kraftloser, die Flügelspitzen waren bereits zerfetzt, an mehreren Stellen des Leibs quoll bereits rohes, dunkelgelbes Fleisch hervor.

Sie spürte, wie es ihr hochkam. Sie drehte den Wasserhahn zu.

Das Insekt beruhigte sich. Eine Weile rührte es sich nicht von der Stelle. Dann begann es, die Spüle hinaufzuklettern. Schwer verwundet zog es die Hinterbeine nach und glitt hilflos immer wieder ab. Aber es gab nicht auf.

Vom Fensterbrett nahm sie einen leeren Blumentopf, an dessen Boden Reste trockener Erde hafteten. Sie stülpte ihn über das Insekt. Sie konnte hören, wie es sich langsam an seiner Innenwand emporschob. Sie stellte den Topf wieder auf das Fensterbrett und schloss das Fenster.

Sie setzte sich an den Küchentisch. Sie wischte sich die Stirn mit dem Handrücken ab. Sie schenkte sich Kaffee ein und nahm einen Schluck. Aber der Kaffee schmeckte nicht, sie würde heute auch die übliche Hälfte der dop-

pelten Dosis ihres gewohnheitsmäßig zubereiteten Morgenkaffees nicht vertragen.

*

Vierzig Tage waren seit dem Tod ihres Mannes vergangen. Obwohl der Priester der Kirche im Ort ein Gebet für sein Seelenheil sprechen wollte und ihr vorschlug, einen Gedenkgottesdienst für ihn zu halten, dachte sie nicht im Traum daran. Es reichte, dass er sich schon bei der Beerdigung aufgedrängt und gegen ihren Willen die Eilverversion eines Gottesdienstes durchgezogen hatte. Immer, wenn er sich bekreuzigt und „Amen“ gesagt hatte, hatten sie und ihr Sohn stillgestanden, die Köpfe gebeugt. Nur die Altenpflegerin hatte es dem Priester nachgetan und sich bereitwillig bekreuzigt. Allerdings in falscher Reihenfolge. Sie hatte Tränen vergossen und war ihr damit auf die Nerven gegangen.

Auf Wunsch des Verstorbenen nahmen an der Beerdigung außer dem Pfarrer nur noch sie drei teil. Später verstreuten sie die Asche, an einer zuvor dafür bestimmten Stelle. Auch hier waren nur sie drei zugegen. Die Anwesenheit der Altenpflegerin war unangenehm, und ihr Sohn und sie bemühten sich gleichermaßen, die Frau zu ignorieren. Sie hatten sie noch nicht mal ausgesucht gehabt. Ein palliativer Pflegedienst hatte sie zu ihnen geschickt. Sie war vor dem Krieg geflüchtet, der vor etwa zwanzig Jahren in einem östlich gelegenen Land gewütet hatte. Zunächst ging sie davon aus, die Pflegerin sei Muslima, aber dann sah sie einmal, wie sie sich bekreuzigte. Jeden Morgen trank sie in der Küche eine Tasse Tee, bevor sie sich an die Arbeit machte. Das Krankenzimmer betrat sie, als wäre es ein Raumschiff. Oder ein finsterer

Bergwerksstollen. Sie lauschte durch die Wand, wie die Pflegerin ihm vorlas. Tagaus, tagein. Nach all den Jahren, die sie jetzt hier war, war ihre Aussprache immer noch erbärmlich.

Sie dachten, das Ende würde schneller kommen, doch manchmal ziehen sich solche Dinge unvorhersehbar in die Länge. Und so blieb die Pflegerin fast ein Jahr bei ihnen. Unerklärlicherweise gelang es ihr nicht, sich in dieser Zeit ihren Namen einzuprägen. Es war sicher keine Absicht und auch keine Böswilligkeit, das wusste sie, aber sie konnte sich den Namen einfach nicht merken, es ging irgendwie nicht. Die Pflegerin war beleidigt, und ihr Verhältnis blieb reserviert.

Jedenfalls sahen sie sich nicht mehr, nachdem der ganze Trubel rund um den Tod, die Einäscherung und alle Begleitrituale vorbei waren. Die Pflegerin verschwand aus ihrem Gedächtnis, und es gab keinen konkreten Grund, just an diesem Morgen an sie zu denken. Und dennoch tat sie es. Das Gefühl, das Leben würde ihr irgendwelche Botschaften senden, schwelte in ihrem Inneren und loderte auf, als es inmitten ihrer Kaffee-Grübeleien völlig unerwartet an der Tür läutete. Als vor der Tür ausgerechnet sie, die Altenpflegerin, stand, erreichte dieses Gefühl seinen Höhepunkt. Sie hatte sich noch nie mehr gefreut, die Pflegerin zu sehen. „Wie schön, dass Sie mich besuchen“, sagte sie zu ihr. „Kommen Sie doch herein, bitte.“

Ganz vorsichtig betrat die Pflegerin die Wohnung. Die Tasche legte sie im Flur ab und wollte sich schon, wie früher, die Schuhe ausziehen.

Sie hielt sie davon ab. „Möchten Sie einen Kaffee trinken?“, fragte sie, während sie sie ins Wohnzimmer bat.

„Ja, warum nicht“, entgegnete die Pflegerin. Ihre Aussprache war immer noch erbärmlich. Vielleicht, dachte sie, könnte es trotzdem eine Zukunft geben, in der sie das nicht mehr stören würde.

„Kommt sofort, meine Liebe“, zwitscherte sie und reichte ihr die zweite Hälfte der gewohnheitsmäßig zubereiteten doppelten Menge Morgenkaffee.

*

Nachdem die Pflegerin gegangen war, zog sich ihr Magen vor Hunger zusammen. Sie dachte an Kopfsalat und Erdbeeren, an zwei Scheiben Roggenbrot mit einer dünnen Schicht Butter obendrauf und an den herben Geschmack von Bergkäse, der am Gaumen haften blieb. Doch sobald sie einen Schritt in die Küche getan hatte, kam ihr das große schwarze Insekt in den Sinn. Sie öffnete das Fenster und blickte vorsichtig in den Blumentopf. Es war immer noch dort, am Topfboden, es saß auf dem Leinentuch aus trockener Erde. Seine langen Fühler hatte es wieder anmutig aufgestellt. Als es spürte, dass sich jemand über es beugte, erstarrte es.

Es rührte sie zutiefst. Fast hätte sie es streicheln wollen. Doch dann schreckte sie zusammen, wich zurück und bereitete mit wenigen Handgriffen die geplante Mahlzeit zu, stellte alles auf ein Holztablett und ging damit ins Wohnzimmer.

*

An diesem Nachmittag traf sie sich mit ihrem Sohn in ihrer Lieblingskonditorei. Der überraschende Besuch der Pflegerin hatte sie sehr beeindruckt, er aber schien ihre Schilderung zu ausschweifend zu finden. Sie sah ihm zu,

wie er auf seinem Handy eine Nachricht tippte und dabei mechanisch nickte. Sie gab ihm einen leichten Klaps auf die Hand, in der er das Handy hielt, und sagte: „Hey!“ Er zuckte zusammen und blickte auf. Sein Gesicht war aufgedunsen. „Ich erzähle dir gerade von ihrem Mann.“ Und sie fuhr fort: „Er hat eine Aufenthaltsgenehmigung bekommen. Endlich kann auch er aus dem Grauen dort raus und zu seiner Frau und den Kindern kommen.“

„Schön für sie, oder?“, erwiderte ihr Sohn teilnahmslos.

Sie seufzte. „Schon“, sagte sie. „Aber manchmal denke ich, es wäre das Beste, sie würden alle da bleiben, wo sie gerade sind.“

„Nur weil es dir da, wo du gerade bist, gut geht“, sagte er mit Abscheu in der Stimme, „heißt das doch nicht, dass andere nicht auch hier sein dürfen.“

Er war schon immer ein Klugscheißer gewesen. Wie sein Vater.

„Ich weiß nicht“, sagte sie. „Irgendwie müsste man es sich doch auswählen können.“

Ihr Sohn strahlte plötzlich übers ganze Gesicht. „Wo wir schon dabei sind“, sagte er und beugte sich vor, „ich hätte da mal eine Frage an dich. Bereit? Also, pass auf. Was meinst du, wo verläuft die Ostgrenze Europas?“

Er schien provozieren zu wollen, wie ein Talkmaster.

Sie machte die Augen zu und stellte sich einen Grenzstein auf einem kahlen, windgepeitschten Berggipfel vor. Nur wo stand dieser Berg?

Sie wusste es nicht, aber er hatte es nicht eilig. Sie sollte sich ihre Antwort in Ruhe überlegen. Er nutzte die Pause, um ihr zu erzählen, dass der Moderator neulich genau diese Frage – *Where does Europe end in the East?* – einem Gast bei der Podiumsdiskussion im Kulturzen-

trum gestellt hatte. Er sah sie weiterhin durchdringend an. Das Funkeln in seinen Augen hatte etwas fast Manisches.

„Ich weiß es nicht“, sagte sie. „Ich weiß es wirklich nicht. Was hat der Gast denn geantwortet?“

Wenn ihn nur jemand lieben würde, dachte sie, während sie ihn betrachtete. Wenn ihn nur irgendjemand, nur ganz kurz, lieben würde.

„*It does not end*“, flüsterte er überaus dramatisch. „*It fades away.*“

*

An diesem Abend mied sie die Küche. Sie schaute sich die Nachrichten im Fernsehen an. Vor ihren Augen flimmerten Diktatoren, Präsidenten, Minister und Generäle hintereinander über den Bildschirm. Flüchtlingskolonnen, vom Unglück verfolgte, leidgeprüfte Menschen. Kriege, Konflikte, Naturkatastrophen, Morde, sexueller Missbrauch. Sie zappte weiter. Eine Zeitlang schaute sie eine uralte Sitcom. Nichts wirkte so beruhigend auf sie, nichts machte das Leben so schön wie schlechte Witze und Lachkonserven, dachte sie. Einfache, kleine Dinge, all diese einfachen, kleinen Dinge! Beinahe hätte sie sich verschluckt. Sie drehte den Fernseher lauter. Für einige Minuten lachte sie zusammen mit den Menschen aus der Konserve, dann überkam sie ein Schamgefühl, und sie schaltete den Fernseher aus und ging ins Bett.

Mitten in der Nacht wachte sie auf. Sie stand auf und ging in die Küche. Sie trank ein Glas Leitungswasser. Dann öffnete sie das Fenster. Vorsichtig schaute sie in den Blumentopf. Sie hatte es gehaut: Das Insekt war nicht mehr da. Sie hob den Blumentopf an. Es war weder

darunter noch dahinter zu sehen. Sie beugte sich weit über das Fensterbrett und betrachtete die Fassade.

Eine kaum sichtbare Spur, eine schleimige Schlangenlinie, lief quer über die Außenwand und verschwand in der Dunkelheit.

Sie schloss das Fenster und ging ins Bett zurück.

*

Erst später würde sie die Angst überkommen.

Noch vor dem Morgengrauen.

Übersetzt aus dem Serbischen von Maja Matic

A Good European. Von Zinaida Lindén



- *I am just learning how to be a good European.*

Sie ist zierlich wie eine Porzellanpuppe. Zu viel Make-up. Ein kurzes, enges Kleid. Ein verschwitzter Händedruck. Sie ist bemüht und angespannt. Nicht gerade der akademische Typ. Sie hat in Nischni Nowgorod – oder war es Weliki Nowgorod? – promoviert und dort Europäische Literatur gelehrt. Jetzt hofft sie, noch einmal promovieren zu können, hier, in Europa.

- *What do you mean?*

Der nordische Professor zieht die Augenbrauen hoch.

- *A good European - as opposed to what?*

- *I want to become a good European... researcher.*

Ihr Englisch ist ziemlich holprig. Nicht gerade geeignet für ein wissenschaftliches Seminar.

Unter den Schriftstellern, die sie in ihrem Vortrag nennt, ist auch Michel Houellebecq. Sie hat keine Probleme, seinen Namen zu buchstabieren, wirkt aber ein wenig unsicher, als sie von seinem umstrittenen Roman *Unterwerfung* spricht. Sie möchte das so gerne korrekt, europäisch machen.

- *Before I moved here I had no idea about the level of... tolerance.*

Sie ist sonderbar, kennt die Regeln nicht. Weiß nicht mal, wie man sich kleidet. Diese Russinnen, müssen sie denn immer, zu jeder passenden und unpassenden Gelegenheit, so derart ihre Weiblichkeit ausstellen?

Sie lächelt schuldbewusst und fährt eilig mit ihrem Vortrag fort. Jetzt spricht sie über die Postmoderne.

- *Dans 'Simulacres et Simulation' Jean Baudrillard analyse comment notre société postmoderne a perdu le contact avec la réalité...*

Ihr Französisch ist fließend. Macht sie das zu einer Europäerin?

Vor zweieinhalb Jahren hatte sie noch keine Ahnung, dass sie es nicht war. Sie war überzeugt davon, Europäerin zu sein. Was sonst? Sie war in Europa geboren worden, weit weg vom Ural und Kaspischem Meer. Als Kind las sie Victor Hugo und Charles Dickens. In ihrer Jugend liebte sie Paul Verlaine und Stéphane Mallarmé. Und hier im Norden soll sie keine Europäerin sein? Sie, die immer an *Liberté, Égalité, Fraternité* geglaubt hat. Und die alles, was in ihrem Heimatland nur im Geringsten antieuropäisch war, gemieden hat.

Hier hat sie zu hören bekommen, sie sei keine Europäerin. Stamme nicht aus Europa. Denn Europa stünde für etwas Höheres, Besseres. Jetzt heißt es also: Ärmel hochkrempeln und lernen. Das schafft sie bestimmt, sie, die doch immer so gut gewesen ist. Eine gute Doktorandin, eine gute Lehrerin, eine gute Ehefrau. Gut im Pfannkuchenbacken und im Hemdenbügeln. Und doch hat ihr Mann sie für eine Jüngere verlassen. Und eine neue, süßere Tochter bekommen.

In Russland hatte sie auf dem Partnermarkt keine Zukunft. Kein russischer Mann will eine geschiedene Mutter mit einem kleinen Kind. Zum Glück hat sie sich ihre Frische bewahrt, trotz ihrer siebenunddreißig Jahre. Zum Glück hat sie Leif getroffen, auf einer Konferenz in St. Petersburg. Leif ist ein guter Europäer, ein guter Stiefvater für ihre Tochter, ein guter Sohn, der oft seinen kränklichen Vater in einer guten, europäischen Einrichtung besucht. Zum Glück durfte sie ihre kleine Tochter hierher in den Norden holen, um dem Kind eine gute, europäische Zukunft zu geben.

Schade nur, dass ihre Mutter diese nie bekommen wird.

Ihre Mutter, die noch zu Hause wohnt und vor einem halben Jahr plötzlich erblindete. Sie hatte zwar Diabetes, aber dennoch kam die Erblindung ohne Vorwarnung. Es folgte: eine ungeplante Reise ins Heimatland, viele nervenaufreibende Krankenhausbesuche, mehrere erfolglose Versuche, die Nachbarn einzubeziehen, einige stressige Treffen mit einem überlasteten Sozialarbeiter und schließlich ein privates Arrangement mit einer sehr religiösen, aber suspekten Haushaltshilfe. Jetzt muss sie schalten und walten, unterstützen und ordnen, machen und tun. Aus der Distanz. Den Alltag der alten Frau fernsteuern, per Telefon und Computer.

Wie soll sie es schaffen, eine gute, europäische Dissertation zu schreiben, wenn ihre gesamte wache Zeit draufgeht dafür, an Mama zu denken?

Laut dem Gesetz zum Familiennachzug gehört Mama nicht zur Familie. Bis vor einiger Zeit gab es für ältere Nicht-Europäer, die in ihrem Heimatland keine Angehörigen mehr hatten, die Möglichkeit, hierher, in den Norden, zu ziehen. „Verordnung der letzten Anbindung“, so hieß es. Die letzte Anbindung ihrer Mutter, das ist sie. Aber die Klausel ist aus dem Ausländerrecht herausgenommen worden, um Sozialtourismus zu unterbinden. Damit nicht Horden von Senioren in die Festung Nordeuropa einfallen. Einige demente und von Schlaganfällen betroffene Nicht-Europäer sind sogar ausgewiesen worden.

„Schade, dass deine Mutter nicht politisch aktiv ist“, hat der ein oder andere barmherzige Samariter geseufzt. „Dann könnte man Asyl beantragen.“

Jetzt ist Kaffeepause.

Sie versucht, mit einem polnischen Linguisten zu reden, wird aber ignoriert von ihm. Sich mit dieser Schlampe aus dem Land der Unterdrücker unterhalten? Das fehlte ja gerade noch.

Der nordische Professor stellt sich in der Kaffeeschlange hinter sie. Doch nicht zu dicht: Sitzt man im Gleichstellungsausschuss der Universität, hat man einen Ruf zu verlieren.

Die Russin dreht sich um. Der Professor beugt sich höflich vor.

- Haben Sie als Kind vielleicht Ballett getanzt?, fragt er.

- *Mais oui!*

Ein glückliches Lächeln breitet sich auf ihrem Gesicht aus, und sie zeigt ihre kleinen, ordentlichen Zähne. Die ersten französischen Wörter, die sie lernte waren *Plié, Relevé, Battement tendu ...*

Man kann von den Russen halten was man will, aber tanzen können sie.

Der Professor nickt sanft. Als Akademiker muss man jedoch kritisch denken. Kann sie kritisch denken? Sie, die so exotisch ist?

Eine Dame im Sari und mit einem großen roten Punkt auf der Stirn, die vor ihnen in der Schlange steht, sagt plötzlich erfreut:

- *I love Tchaikovsky's ballet music! Tchaikovsky's my favorite European composer!*

Die weißen Zähne der Dame im Sari zeichnen sich deutlich in ihrem dunklen Gesicht ab. Sie ist Bengalin. Sie spezialisiert sich auf Kinderliteratur. Auch sie hat zweieinhalb Jahre hier gelebt. Ihr Englisch ist perfekt. Macht sie das zu einer Europäerin, in Zeiten des Brexits? Noch ist sie nur Indoeuropäerin: Bengali gehört zur indoeuro-

päischen Sprachfamilie. Das hat die komparative Linguistik bewiesen.

- *Would you like to meet over a cup of tea sometime?*

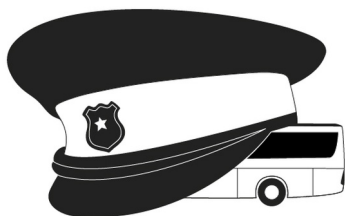
Die Frauen tauschen Telefonnummern aus. Auch in der bengalischen Kultur kümmert man sich um seine alten Eltern zu Hause. Die Dame im Sari weiß sicher, wie es sich anfühlt, zu schalten und zu walten, zu machen und zu tun. Mutter seiner Mutter zu werden. Deren letzte Anbindung zu sein.

Gut, das mal zu besprechen bei einem Treffen. Reden hilft.

- *Thank you for kindness*, sagt die Russin in ihrem klumpigen Englisch. *Nothing is stranger than kindness. The kindness of strangers.*

Übersetzt aus dem Schwedischen von Kristina Knauff

On the run. Von Wilfried N'Sondé



Es muss ein Dienstag gewesen sein am Zentralen Omnibusbahnhof in Berlin Charlottenburg, ich hatte mir einen Tag mit wenig Andrang ausgesucht, um so bequem wie möglich nach Paris zu reisen. Zwölf Stunden Fahrzeit, manchmal mehr, selten weniger. Damit die Strecke nicht zu einer einzigen Strapaze wurde, musste man entsprechend planen.

Ich war erleichtert und ein bisschen stolz festzustellen, dass nur knapp zwanzig Leute artig hintereinander aufgereiht vor der Bustür warteten. Beschwingt betrat ich also die Bahnhofshalle, zu der mich ein eisiger, böiger Ostwind vor sich hertrieb. Seit Anfang Februar war das Thermometer nicht über Null geklettert, aber die bitterkalte Luft, die in alle ungeschützten Hautpartien biss, war Vorbote einer ganz besonders unangenehmen Nacht.

Nach dem Einchecken machte ich es mir auf der Rückbank bequem, die ich glücklicherweise für mich allein hatte. Ich freute mich schon darauf, mich ganz auszustrecken, ich würde in Ruhe schlafen können, vielleicht sogar bis zum Reiseziel. Die Abfahrt nach Paris stand also unter äußerst guten Vorzeichen, eine Vergnügungsfahrt, auf der ich die Stille der bereiften und sanft in einen nächtlichen Mantel gehüllten Landschaft auf mich wirken lassen könnte. Der Gedanke daran freute mich besonders, weil die Fahrgäste nicht mehr automatisch für die Passkontrollen gestört wurden, seit die Grenzen zwischen Deutschland, den Niederlanden, Belgien und Frankreich offen waren. Als Jugendlicher hatte ich verblüfft vom Missgeschick des großen französischen Dichters Gérard de Nerval gelesen, der von seinem Wohnort Paris ins Schloss von Fontainebleau fahren wollte und in Melun, fünfzig Kilometer von Paris entfernt, angehalten

und inhaftiert wurde, weil er der Polizei seinen Pass nicht hatte zeigen können. Ich nehme den letzten Bissen von meinem Sandwich, esse die Chips auf und erinnere mich an meinen ersten Besuch in Berlin: Der Zug war gegen 20 Uhr am Pariser Nordbahnhof abgefahren und sollte am nächsten Tag um 10 Uhr am Berliner Bahnhof Zoo ankommen. Und während dieser langen vierzehn Stunden war ich fünf Mal kontrolliert worden, davon allein drei Mal im geteilten Deutschland.

Ich war im Halbschlaf, als Julie am späten Abend beim ersten Halt in Hannover zustieg. Sie bekam ihren sperrigen Rucksack kaum durch die Tür und hielt, während sie sich durch den engen Mittelgang schob, ihre beiden Töchter an der Hand, eine vor sich, eine hinter sich. Den vierjährigen Zwillingen – sie hießen Noëlle und Joëlle – stand die Begeisterung über die bevorstehende lange Reise ins Gesicht geschrieben. Damit die drei zusammenbleiben konnten, bot ich ihnen meine fünf Sitze hinten im Bus an. Die beiden Kleinen trampelten mit den Füßen, die Nasen ans Fenster gepresst, die glänzenden Augen weit aufgerissen, in Erwartung all dessen, was es draußen gleich zu entdecken gebe. Ihre kurzen Beine baumelten vor und zurück, sie klatschten vor Freude in die Hände, als der Motor stotterte, bevor er ansprang.

Julies besorgter oder misstrauischer Blick war meist auf den Boden gerichtet, als fürchte sie, ihre Augen könnten ihre Gedanken verraten. Geheimnisse? Anfangs hielt ich es für Schüchternheit oder Erschöpfung, zumal die junge Mutter ihre Kinder immer wieder zu mehr Ruhe mahnte, mit gedämpfter, äußerst sanfter Stimme, ungeheuer zärtlich und geduldig. Trotzdem tuschelten die Kleinen laut, spielten, zankten sich, probierten, von einem Ende des Busses zum anderen zu schleichen. Ihre

drolligen Spiele, ihr kaum unterdrücktes Jauchzen, ihr verschwörerisches Glucksen, ihre Unbefangenheit und ihre lebenslustig dreinblickenden Augen machten schlicht gute Laune. Trotz der späten Stunde verbreitete sich Heiterkeit im Bus.

Als die Mädchen erschöpft waren, kehrte wieder Ruhe ein im Bus, der inzwischen durch die Niederlande fuhr. Ein kurzer Blick nach draußen, hier und da waren Straßen von Laternen beleuchtet, ein Haus. Im Lichtkegel erahnte ich, wie heftig der eisige Wind war, der die mit einer dünnen Eisschicht überzogenen Blätter zittern ließ. Die Mädchen kamen artig zu ihrer Mutter zurück, mit schweren Lidern, den Blick schon traumwärts, sie kuschelten sich auf die Seite, verlangten noch einen Kuss, ein Streicheln, dann erschlafften ihre Körper. Als sie eingeschlafen waren, deckte Julie sie fürsorglich mit ihren Mänteln zu. Mit ihren Töchtern an sich geschmiegt hob Julie den Kopf. Sie prüfte den wandernden Horizont mit durchdringendem Blick, sie spähte, als suche sie eine Antwort, die aus dem tiefsten Nachtblau auftauchen würde. Die Eindringlichkeit, mit der sie das Dunkel erforschte, machte mich neugierig, sie war ernst, kein Augenzwinkern, die Arme beschützend um die Taille der beiden Mädchen gelegt, die ruckartig an ihren Daumen lutschten. Vielleicht ahnte sie etwas Böses, sie blieb angespannt, alarmiert, wachsam.

Wir kamen rasch und ohne Behinderung voran auf unserem Weg durch das in Finsternis getauchte Westeuropa, als Julie mir die Hand auf die Schulter legte, mich behutsam wachrüttelte und fragte, ob ich ein Auge auf Noëlle und Joëlle haben könne, während sie kurz weg sei. Bei dieser Gelegenheit nannte sie mir ihren Vornamen. Ich willigte ein, lächelte zurück und war gerührt von ih-

ren Kindern, die hinter mir schliefen. Jedes Mal, wenn sie sich im Schlaf bewegten, beschrieben die rosafarbenen Bänder in ihren zerwühlten Haaren neue Bögen und Linien.

Julie hatte gerade die Toilettentür hinter sich geschlossen, als ganz plötzlich ein Licht auftauchte, das die Schlafenden jäh aus ihren Träumen riss und blendete. Die Mädchen richteten sich auf, rieben sich schmollend mit den Fäusten die Augen. Der Fahrer bremste ab. Kaum, dass er uns aufgefordert hatte, uns für die Kontrolle der niederländischen Grenzpolizei bereit zu machen, hörte ich Julie die Treppe heraufeilen und auf ihre Kinder zustürzen. Sie war vollkommen verschreckt. Die Angst machte ihr Gesicht zu dem eines gejagten Tieres. Geleitet von einem Polizeiwagen fuhr der Bus von der Autobahn ab und kam auf dem Parkplatz einer Tankstelle zum Stehen. Zwei Zollbeamte stiegen ein, sie trugen Uniformen mit den Flaggen der Niederlande und der Europäischen Union und Waffen an den Gürteln. Der erste begrüßte uns kurz in lautem, autoritärem Tonfall und kündigte eine Passkontrolle an – wir sollten unsere Reisepapiere herausholen. Julies Miene blieb verschlossen, hinter ihren Schläfen war das hektische Auf und Ab der Kiefer zu erahnen, die Angst lähmte sie, sie antwortete nicht mehr auf die Fragen von Joëlle, die beharrlich von ihr wissen wollte, warum wir stehen geblieben seien. Sie wollte weiterfahren, wie all die anderen Autos, die sie in der Ferne vorbeiziehen sah.

Die Beamten fingen gutgelaunt mit der Überprüfung an, Routine, ein Lächeln auf den Lippen, die üblichen Anstands- und Höflichkeitsfloskeln. Ich begriff, dass Julie ein Problem hatte. Je mehr der Abstand zwischen den Zollbeamten und ihr schrumpfte, desto mehr verkrampf-

te sie sich. Sie waren fast am Ende des Busses angelangt. Der Fahrer ließ den Motor an zur Weiterfahrt. Ich weiß nicht, ob die Beamten meinem Gesichtsausdruck etwas ansahen. Aber plötzlich wirkten sie verändert, misstrauisch. Der Polizist, der meinen Pass entgegennahm, runzelte die Augenbrauen und fragte mich, wohin ich fahre. Die Worte blieben mir im Hals stecken, ich stotterte »Paris«, irgendetwas schnürte mir die Luft ab. Das war es schon, sie gingen weiter. Julie senkte den Blick, stammelte vergebliche Erklärungen. Keine Papiere, keine Aufenthaltsgenehmigung, Migrantin, sie suchte etwas in ihrer Tasche, holte eine Akte heraus, aber nichts zu machen, sie schüttelten den Kopf, sie sprach weiter und begann zu weinen. Es half nichts. Einer der beiden bat den Fahrer, den Motor abzustellen und die Gepäckklappe zu öffnen. Erniedrigt und verzweifelt nahm Julie ihren Mantel sowie Joëlle und Noëlle, die geräuschvoll die Nasen hochzogen. Sie sammelten ihre Sachen zusammen und folgten den Hütern des Gesetzes ohne ein Wort. Die anderen Fahrgäste im Bus, auch ich, blieben stumm. Das tiefe Unbehagen fand keine Worte, aber es verursachte Übelkeit. Nur scheue, missbilligende, ohnmächtige Blicke. Was hatte sie verbochen, dass ihnen die Weiterfahrt verwehrt blieb?

Aus meinem Fenster erschienen mir die drei winzig zwischen den beiden fast eins neunzig großen Beamten. Der eine fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, von der Stirn zum Kinn, wandte seinen Blick von den Mädchen ab und strich sich seinen Schnurrbart glatt. Der andere telefonierte immer wieder und versuchte eine Antwort zu erhalten, ohne Erfolg, er wurde wütend. Eines der Mädchen schluchzte am Bein seiner Mama, wobei sich die kleine Brust unter dem Wintermantel unregelmäßig hob

und senkte. Ihre Schwester machte mit der winzigen Hand einen Abschiedsgruß in meine Richtung, ich war erschüttert von der Traurigkeit in ihrem Gesicht und schämte mich, dass ich weiterfahren durfte, während sie da bleiben würde. Reglos mitten im Winter, festgehalten in der eisigen Februarkälte, zum Stillstand gezwungen, ausgebremst.

Übersetzt aus dem Französischen von Kirsten Gleinig

Paranoia. Von Arian Leka



Welches ist das richtige Wort? Schlecht? Der Tag fängt schlecht an. Zuerst meine Frau, die einerseits das stille Lächeln von Romy Schneider in *Das alte Gewehr* imitiert und andererseits ständig redet. Wenn sie nicht die richtige Erklärung findet, greift sie zu Tränen.

„Ich war nie frei. Weder in der Diktatur noch jetzt“, sagt meine Frau. Sie geht aus dem Zimmer und schließt sich im Bad ein. „Als ich klein war, hat mich mein Vater überwacht. Als ich in die Pubertät kam, wurde ich von meinem Bruder belauscht. Dann kamst du. Du gabst mir scheinbar die Freiheit, hast mich aber aus der Entfernung kontrolliert. Heute überwacht mich weder mein Vater noch mein Bruder noch du. Heute klebt unsere Tochter an mir. Meine Tochter“, sagt sie und kommt wieder raus.

Jetzt bin ich dran. Vor einiger Zeit bereicherte meine Frau das Bad um einen neuen Gegenstand.

„Das ist kein Spielzeug“, sagte sie, nahm ihn aus der Verpackung und fügte hinzu, als sie ihn vorsichtig auf die alten Fliesen gestellt hatte: „Das ist eine *Richard Salter*.“

Es war eine Waage. Links zeigt sie die Zahl 120. Rechts 10. In der Mitte 0. Ich hätte mir statt der Waage ein Barometer gewünscht, aber meine Frau sagte:

„Um die Hauptrolle zu bekommen, muss ich sieben Kilo abnehmen. Verstanden?“

Ich steige auf die Waage. Der Pfeil pendelt sich zwischen 70 und 90 ein. Habe ich abgenommen? Kein bisschen. Ich habe 300 Gramm zugenommen. Meine Frau macht das wahnsinnig. Wie kann ich 300 Gramm zunehmen, wenn ich keinen Alkohol mehr trinke und keine schweren Speisen esse?

Ich steige herunter. Ich weiß nicht, warum ich das Gefühl habe, dass ich nicht lange leben werde. Wie sterben Menschen wie ich? Still?

„Komm raus! Deine Tochter kommt zu spät zur Schule.“

Wenn ich einen Augenblick hasse, dann diesen.

„Du bist nicht mehr wie früher“, sagt meine Frau, sobald ich aus dem Bad ins Zimmer trete. „Du bist eine Werkstatt, die nichts als schlechte Laune produziert! Was ist aus deinen Versprechungen geworden, dass du und ich eines Tages ... Dass ich und du... Wo sind die Zeiten geblieben, als du himmelhoch geflogen bist? Aha! Du bist einfach nicht mehr *der von damals!*“

Nicht nur meine Frau, auch ich fühle mich nicht mehr frei. Ich lege mich auf den Rand des Bettes. Ich betrachte meinen Körper. An der Stelle, wo mir Flügel hätten wachsen sollen, wie ich es meiner Frau versprach, sind schwarze Körperhaare gewachsen wie ein Fell. Ich kann nicht fliegen. Ich bin ein Mensch, der Brot nach Hause bringt, aber keine Freude.

Das alles hätte schon gereicht, um diesen Tag nachhaltig zu vergiften. Aber das war es noch nicht. Das Böse darf sich allmächtig fühlen, nachdem ich einen Blick auf den Computer geworfen habe. Auf dem Bildschirm wird eine neue Mail im Posteingang angezeigt. Ich stehe auf. Ich warte, bis die neue Mail runtergeladen ist, die sich zwischen die Preisnachlässe, günstigen Kredite und die „10 Schritte zum Abnehmen ohne Diätberater“ verirrt hat. Ich lese nur die Betreffzeile. Lange ist keine Einladung mehr gekommen.

„Alle haben dich vergessen. Nicht nur, dass du keine Einladungen mehr bekommst. Selbst auf der Wasser- und

der Stromrechnung steht dein Name nicht“, hat meine Mutter mal gesagt.

Während ich warte, dass der Text auf dem Bildschirm erscheint und ich das einzige ersehnte Wort VERLEGER lese, höre ich die Worte meines Vaters, die mir in den Ohren nachhallen, als er den Flur runtergeht:

„*Be genius or ...*“

Den Rest kenne ich.

„... *find a job ...*“

Wie würde das klingen, wenn mein Vater das auf Albanisch sagen würde? „Such dir Arbeit, oder...?“

Fuck! Mein Vater spricht nie unflätig. Ich wundere mich, wie er das aushält, ohne zu fluchen, zu schimpfen, zu brüllen?! Für meinen Vater ist die Geschichte abgeschlossen. Es gibt keinen Platz mehr für Genies und noch weniger für Menschen wie mich, die ihren Lebensunterhalt mit Übersetzen bestreiten. Wie? Lustlos. Genau wie er.

Mein Vater hat im Verlag *8. November* gearbeitet. Er war Schlussredakteur. *Das dritte Auge*. Das bedeutete, wenn ein Werk aus dem Deutschen übersetzt wurde, stellte es das zweite Auge dem Französischen gegenüber und mein Vater sah die Versionen anhand einer Fassung in einer dritten Sprache durch. Er kontrollierte die Übersetzungen von politischen Häftlingen, die für die Volksmacht übersetzten, aber daran wollte er nicht erinnert werden. Ihr Name erschien nie in den Büchern, ebenso wenig wie der Name meines Vaters. Die Häftlinge sahen ihre Kinder jahrelang nicht, aber auch ich sah meinen Vater selten. Er ging, wenn ich noch schlief, er kam, wenn ich schon schlief. Auf der nationalen Berufsliste war sein Handwerk unter der Nummer 2634/010-07 verzeichnet. Wenn er wenigstens mal eine Medaille oder ei-

ne Ehrung bekommen hätte! Spät erst, nachdem er ein Zeitungsinterview gegeben hatte, erfuhr die Menschheit, dass mein Vater es gewesen war, der den Satz aus *Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte*, in dem es um Personen geht, die sich in der Geschichte zweimal ereignen – einmal als Tragödie und einmal als Farce – in lupenreines Albanisch übertragen hatte. Hat er also die Ideale von *Liberté - Egalité - Fraternité* umgesetzt? Zum Teil. Mein Vater bezieht die gleiche Monatsrente wie seine Freunde: 120 US-Dollar; meine Mutter und er sind im Bett zu Geschwistern geworden; er ist frei zu plaudern und sich auszusuchen, wo er nachmittags seinen Kaffee trinken möchte, in der Bar Bruxelles oder im Café London. Für ihn ist die Geschichte abgeschlossen. Vom Dorn einen Dorn. Von der Rose eine Rose. Die Fortsetzung kann ich mir wohl denken: „Vom Übersetzer eine Übersetzung.“

Niemand in meiner Familie weiß, dass das, was ich machen möchte, nichts mit Übersetzen zu tun hat. Niemand weiß, dass das, was ich möchte, nicht ist, andere zu übersetzen, sondern ein eigenes Buch zu schreiben. Wie aber? Wie soll das gehen, wenn ich nicht einmal zwanzig Minuten Ruhe für mich selbst finde? Meine Frau weiß nicht, dass ich den Verlegern jeden Monat ein Exposé schicke. Deswegen spitzt sie die Ohren und lauscht auf jede neue E-Mail in der Inbox. Sie will es wissen. Ob das nicht eine Übersetzerin mit kleinem Hintern aus der Redaktion ist, die so geil lächelt wie Penelope Cruz oder sich räkelt wie Scarlett Johansson. Nichts passiert. Die Inbox wartet auf den Verleger. Genauer gesagt auf seine Antwort.

Während das Internet lädt, lege ich mich wieder hin. Meine Frau kommt. Sie legt sich neben mich. Als ob es nicht schon gereicht hätte – *Du bist fett geworden! Du*

bist eine Werkstatt, die nichts als schlechte Laune produziert! –, sagt sie jetzt zu mir: „Wieso versuchst du nicht ...!“

Ich weiß. Ich versuche nicht, etwas zu ändern. Ich stehe vom Bett auf und setze mir die Kopfhörer auf. Ich muss das Tagessoll an übersetzten Filmdialogen erfüllen. *Play*. Das Erste, was ich höre, ist das, was der junge Bolschewik zu Doktor Schiwago sagt: „That’s right! Juri! Adapt yourself!“

„Hör mit den Filmen auf!“ sagt mein Vater scharf und geht ins Bad. Es gibt keine Wahl. Es gibt keine Freiheit. In dieser Welt gibt es nur Platz für die Gewöhnlichen. Die Verdrossenen. Für dich und mich.

Im Flur erscheint meine Tochter. Sie gibt mir ein Zeichen. Dann fragt sie mich, wie der Dollarkurs steht, wie viel 8 x 7 ist und ob sie am Abend die Serie *Sex and the City* gucken darf. Auch sie ist verdrossen. Wie wir. Sie hat die Augen auf ihrem Handy. Auf den Ohren immer Kopfhörer. Ich wundere mich. Zu meiner Zeit waren die Verdrossenen anders. Das Einzige, was unsere Tochter von uns will, ist Strom und 24 Stunden WLAN.

Mein Vater macht die Badezimmertür zu. Die Fernbedienung hat er mitgenommen. Vielleicht hat er keine Macht mehr, um die Welt zu ändern, aber die Macht, vom Klo aus den Fernsehsender zu wechseln, die hat er schon. Presseschau im Fernsehen.

„Beginnen wir mit den Schlagzeilen auf den Titelseiten. Zunächst zur Politik. Und dann.“

„Papaaa! Leiser!“

Mein Vater macht den Fernseher vom Klo aus leiser. Ich will schimpfen, brüllen und ihm die Pest an den Hals wünschen, aber ich kann nicht. Die Rechte und Freiheiten der Kinder. Vor meiner Tochter werde ich nicht laut.

Aber nach so vielen Jahren habe ich etwas gelernt, sage ich mir. Unabhängig davon, wo wir sitzen – ob am Computer, auf dem Bettrand, auf dem Hocker oder auf der Klobrille: Wir finden uns alle vor dem Fernseher zusammen, um dasselbe zu hören: Wir vergiften uns an den Nachrichten und sterben, wie in einem Raum voller Gift.

Mein Vater kommt aus dem Bad und sagt zu mir:

„Du bist kein Genie? Dann such dir eine Arbeit, damit du es wirst, wir werden sonst alle wahnsinnig!“

Ich gehe zurück an den Computer. Die E-Mail ist offen. Es ist kein Verleger. Der Absender ist ein Angestellter einer der Botschaften in Tirana.

Ich bin noch schwerer geworden. Wenn ich mich jetzt wiegen würde, wäre mein Gewicht sicher 500 Gramm mehr. Meine Frau müsste endlich begreifen, was es mit diesen Gramm auf sich hat, die ich zunehme, auch wenn ich nichts esse. Ich bin eine Werkstatt, die nur eine Ware produziert. Schlechte Laune. 300 Gramm netto am Tag.

Ich lese die E-Mail. Fuck! Der Absender bestellt bei mir etwas, was er noch nie von mir gewollt hat. Dienstleistungen hat er auch früher schon in Auftrag gegeben bei mir, aber noch keinen Mord. Und das per E-Mail? Hält er mich für einen Auftragskiller? Bin ich etwa ein Krimineller, der sich versteckt hinter den schönen Worten, die er übersetzt?

Je öfter ich die Mail lese, desto stärker wächst in mir die Fremdenfeindlichkeit. Ich versuche, einen Zusammenhang herzustellen zwischen der Mail und meiner Fremdenfeindlichkeit. Haha. Meine Fremdenfeindlichkeit ist nicht Angst, sondern Misstrauen. Ich hasse nicht. Der Hass, ebenso wie die Liebe, ist heilig, ich kann ihn nicht für jedermann verschwenden. Aber tagtäglich wird meine Überzeugung größer, an Händen und Füßen gefesselt

zu sein und nicht mehr in meinem Land zu leben. Und jetzt kommt dieser Ausländer daher und bestellt bei mir einen Mord?! So leichtsinnig solltest du nicht sein, sage ich zu ihm, rede aber nur mit mir selbst. Weißt du denn nicht, dass wir belauscht werden? Da sehe ich sie schon, die Gauner, die die Passwörter knacken, um uns zu erpressen und Geld von uns zu verlangen. Ja, die ehemaligen Sigurimi-Leute, die heute als Experten bei den großen Bankern und Geschäftsleuten untergekommen sind, kapiertst du das denn nicht? Die reiben sich jetzt zufrieden die Hände, dass sie uns in die Falle gelockt haben. Jawohl! Ich sehe sie vor mir. Sie sitzen vor unserer geöffneten Mail. Mit einem böartigen Lächeln auf den Lippen. Haha. Sie haben bestimmt etwas Verdächtiges gewittert. Sind die so naiv, fragen sie sich, oder stellen sie uns eine Falle? Haha! Ob es sich um einen codierten Geheimbericht handelt, den die Botschaften als einfache Nachricht versenden? Irgendein TOP SECRET, von dem nur die Führungsebene von NATO und Interpol Kenntnis hat? Aber so blöd sind die ja auch wieder nicht, um es schon heute zu melden. Haha!

Der Geschmack in meinem Mund ist ungefähr so, wie ein rostiger Haken im Maul eines Fisches schmecken muss. Ich wurde geangelt, aber ich muss all meinen Mut zusammennehmen. Werde ich abgehört? Ich? Aber ich bin doch ein ganz normaler Mensch, der, um zu überleben, alles übersetzt, was ihm in die Hände fällt – alte Filme, Kinderbibeln, Packungsbeilagen von Medikamenten und Gebrauchsanweisungen für elektrische Haushaltsgeräte.

Obwohl seit dem Eingang der E-Mail erst einige Minuten vergangen sind, habe ich mir schon zurechtgelegt, was ich antworten werde, wenn der Staatsanwalt mich

anklagt. Die Bekanntschaft mit dem ausländischen Diplomaten leugne ich nicht, aber ich erkläre mich für unschuldig, indem ich aussage, dass sich der Diplomat eben für die albanische Tradition der Blutrache interessiert hätte. Es habe sich um Mord im metaphorischen Sinne gehandelt, verstehen Sie, Herr Untersuchungsrichter...?

Der ausländische Diplomat muss verwirrt gewesen sein. Von allen ihm zur Verfügung stehenden Wörtern hat er sich für das falscheste entschieden. Er hat das Wesen der Bestellung gemeint. Das, was er von mir wollte, war weder *murder* noch *assasination* noch *sleep* noch *dispatch*. Er wollte einfach nur die *execution* meines Auftrags. Hätte ich nur auf meinen Vater gehört! Der käme mich nicht mal im Gefängnis besuchen. Und selbst wenn, würde er nur sagen:

„Ich habe dir immer gesagt: Find a job!“

Ich trete auf den Balkon. Von dort sehe ich das Café Zürich, wo sich Fremde und Bewohner der Siedlung treffen, um zu wetten, einheimischen Kognak und einheimisches Bier zu trinken. Ich gehe die Treppe runter. Ich murmele, weil alle flüstern. Die Paranoia nimmt zu. Alle glauben, abgehört zu werden. Die Menschen sprechen nicht mehr laut. Sie murmeln. Ein leises Knacken im Telefonhörer reicht, und jeder sieht sich in den Schlingen eines konspirativen Netzes. Nachrichtendienste? Botschaften? Geheimagenturen? Auf dem Treppenabsatz im dritten Stock treffe ich meinen Nachbarn. Obwohl wir gleich auf dem Platz vor dem Haus sein werden, verliert er keine Zeit und raunt mir zu, ich solle mich in Acht nehmen.

„Nimm dich vor allen in Acht, aber besonders vor den fliegenden Händlern. Auch wenn sie aussehen wie Sozialfälle, spionieren sie uns am meisten aus. Sie scannen, was

wir in den Beutel stecken. Was meinst du, wozu Plastiktüten erfunden wurden“, monologisiert er. „Weil sie billiger sind?! Nein! Plastiktüten wurden erfunden, um uns zu kontrollieren: Die CIA investierte bei den Industriellen. Jetzt wissen sie, wer wir sind. Und zwar anhand unserer Einkäufe. Nicht wahr, Professor?!“

Ich komme am Café Zürich an. Ich trete ein, und noch bevor ich mich hinsetze, höre ich schon, was gesprochen wird ...

„Früher hat uns nur die Sigurimi abgehört. Jetzt hören uns alle ab.“

Mir fällt meine Frau ein, die sich darüber beklagt hat, nie frei gewesen zu sein.

„Schau dir doch nur mal den an“, sagt jemand und guckt zum Kellner. „Glaubst du etwa, den kann man bestechen? Egal, was du ihm gibst, es wird nicht reichen. Der Kellner klatscht, verleumdet dich, hetzt gegen dich. Nimm dich in Acht! Vor allem vor den Alten.“

„Die Bettler sind die Schlimmsten. Sie arbeiten in drei Schichten. Die Bettler sind Spione nonstop.“

„Was glaubst du, worüber die Bettler reden, wenn sie sich abends im Nachbarschaftshaus treffen? Der hat! Der hat nicht! Der gibt! Der gibt nicht!“

Ich weiß nicht, warum es mir so vorkommt, als ob alle mit mir reden. Was soll ich machen? Ihnen sagen, dass ich unter Verdacht stehe? Dass man mich am Haken hat? Dass ich verhaftet werde?

Ich stehe auf und mache mich auf den Weg in die Redaktion. Während wir warten, dass die letzte Seite der Zeitung fertig wird, erzähle ich den Kollegen wie nebenbei von der Paranoia, die uns alle befallen hat.

„In jedem Händler und in jedem Bettler wittert man einen Spion“, sage ich ihnen.

Statt sich zu wundern, starren sie mich an.

„Weißt du wirklich nicht Bescheid, oder stellst du dich dumm?“

„Wir wissen, was los ist. Oder willst du jetzt mit erhobenem Zeigefinger von den Rechten reden? Von rassistischen Schmähungen und Homophobie? Du kennst doch die kleinen Roma und die Ägypter. Eben die, die uns aus dem Schlaf reißen und um Altmetall und Altpapier bitten? Glaubst du wirklich, denen geht es dreckig? Die Roma und Ägypter sind gar keine Ägypter und Roma. Das sind Geheimagenten. Hast du jetzt verstanden? Und behaupte nicht, ich hätte dich nicht gewarnt“, sagt der Setzer zu mir.

„Und lass dich nicht täuschen, wenn sie kopfüber in Mülltonnen stecken!“, sagt die Übersetzerin, die lächelt wie Scarlett Johansson. „Sie tun dir leid, wenn du sie mit leeren Kinderwagen herumlaufen siehst?! Das ist nur Maskerade. Sie sammeln keine Flaschen und Dosen, sie sollen beobachten, was wir in den Müll werfen. Dafür werden sie bezahlt. Jawohl, singend und lachend wühlen sie in unseren Tüten, lesen die Rechnungen, Verträge, Zahlungen, sie setzen zerrissene Briefe zusammen, sammeln die Preisschilder. Kurzum, sie inventarisieren unseren Haushalt und informieren ...“

„Wen? Wen informieren sie?“, frage ich ungehalten.

„Kriminelle, wen sonst? So ist das!“

„Die Kriminellen informieren dann die Strafjustiz und die Auftragskiller: Wenn sie von der Polizei gefasst werden, erzählen sie alles. Ihre Berichte bekommt der Staat, und dank der Roma und Ägypter weiß der alles über uns.“

„Aber der Staat ist doch Teil der euroatlantischen Organisationen und verfasst ganz andere Berichte.“

„CIA, NATO, UNO, OSZE, KFOR, UNHCR. Die alle. Verstehst du jetzt, wo unser Müll landet?!“

„Bei den internationalen Institutionen. Die wissen alles über uns. Auch, welche Kondome du benutzt, teure oder billige, mit Erdbeer- oder mit Rosenduft“, sagt die, die lächelt wie Penelope Cruz.

Ich bin sprachlos.

„Reiß dich zusammen“, sagt der Setzer. „Ich erzähle dir auch noch das letzte Geheimnis, damit du dich vorsehen kannst. Wenn du in Ruhe leben willst, erledige deine Einkäufe weit weg von deiner Wohnung. Da, wo dich niemand kennt. Vermische deinen Müll mit dem Müll der Nachbarn. Wirf ihn am besten da weg, wo er weder von den Ägyptern noch von den Kellnern, Bettlern, Polizisten und Internationalen gefunden wird. Und noch ein letztes Wort: Verzichte auf Plastiktüten. Kauf dir einen Stoffbeutel, damit nicht zu sehen ist, was drin ist und was du nach Hause trägst. Wir sind umzingelt, Bruder! Wir werden von allen Seiten überwacht. Aber wenn ich das den anderen sage, halten sie mich für verrückt.“

Ich muss zurück. Nach Hause. Die E-Mail, die heute früh gekommen ist, wartet auf mich. Ich will sie entfernen. Ich habe genau vier Möglichkeiten: *Delete*, *Spam*, *Archive* oder *Trash*. Doch genau in dem Augenblick, als ich glaube, mich entschieden zu haben, erschrecke ich wie nie zuvor. Was, wenn im elektronischen Papierkorb, dort, im *Trash*-Ordner, eine Roma- oder Ägypter-Sippe haust?

Ich komme zu Hause an. Ich betrete das Zimmer. Alle schlafen. Ich muss die Arbeit da fortsetzen, wo ich sie unterbrochen habe. Ich setze mir die Kopfhörer auf. Minute

01:30:56. Ich höre den jungen Bolschewik zu Schiwago sagen: „Juri! Adapt yourself!“ Pass dich an, Juri!

Übersetzt aus dem Albanischen von Zuzana Finger

Gegenangriff. Von Oliver Rohe



„Nach unseren letzten Informationen“, so sagt mir der Rechtsanwalt, „soll er mit dem Islamischen Staat sympathisiert, ja sogar den Treueeid geschworen haben. Ich habe nicht die geringste Ahnung, ob das stimmt. Er will nicht mehr mit mir sprechen. Niemand, den ich aus seinem Umfeld kenne, ist mehr bereit, mich auf dem Laufenden zu halten. Weder seine Frau und seine Kinder noch seine ehemaligen Arbeitgeber oder seine Bekannten aus der Moschee. Die Sozialbehörden haben seine Spur verloren, die sie ohnehin nie groß verfolgt haben. Er hat keinen festen Wohnsitz mehr, wenn Sie so wollen, niemand weiß, wie es ihm geht und wo er sich aufhält, auch wenn es heißt, er sei in Ungarn oder Österreich. Oder in Bosnien. Natürlich werden diejenigen, die den Vorgang nicht oder zu gut kennen – die, die ihn von Anfang an verleumdet haben, Regierung, Polizei, Presse, egal ob rechts oder bürgerliche Mitte, manchmal auch links – diese Hinwendung zum Islamischen Staat, zum Terror, als Ergebnis seiner Entwicklung werten, als logische Folge seines Lebenswegs, sie werden sagen, dass der Kreis, der mit seinen Ansichten in seiner Jugend begann, als er 1982 oder 1983 im Libanesischen Bürgerkrieg für eine radikalislamische Bewegung kämpfte, dass sich dieser Kreis nun schließt, dass sich letztlich alle Skepsis, alle Verdächtigungen ihm gegenüber als gerechtfertigt erwiesen hätten. Rückblickend würde er ja eigentlich sogar verdienen, was die CIA ihm vor mehr als fünfzehn Jahren angetan hat, als sie ihn nach Verhör und Prügel durch die örtliche Polizei vor diesem schäbigen Hotel in Rumänien entführt und in ein Gefängnis in Afghanistan gesteckt hat. Sechs Monate lang war er verschwunden. Sechs Monate. Sie verstehen noch überhaupt nichts von der ganzen Geschichte“, sagt er zu mir, „Sie sind gerade

erst darauf gestoßen, Sie gingen damals noch zur Schule, als das alles passierte, Sie kennen die Details nicht – die erst Jahre später Stück für Stück ans Licht gekommen sind, hier ein Bericht, dort eine interne Mitteilung der CIA –, all die erschreckenden Details über seine Gefangenschaft, Sie wissen nichts von den Demütigungen, den Schlägen und der Folter, die er dort erlitten hat, im Geheimen, verlassen und, davon bin ich überzeugt, mit dem Wissen des deutschen Staates, und das, obwohl mein Mandant, wie Ihnen bekannt ist, ein ganz normaler Bürger unseres Landes ist, ein Deutscher wie Sie und ich, aber eben mit dieser Einschränkung, diesem Makel, erst seit 1995 oder 1996 Deutscher zu sein, Deutscher, ja, sicher, aber vorher eben Libanese, was er zwangsläufig immer noch ein bisschen ist – jeder hat ja die libanesischen Männer hier vor Augen, die alle Drogendealer sind, Autodiebe, Betrüger und Sozialhilfeempfänger, die ein derart schlechtes Image haben, dass sogar die Syrer, die gerade erst in Deutschland angekommen sind, von deren schlechtem Ruf wissen und alles daransetzen, nicht mit ihnen verwechselt zu werden. Wo war ich gerade?“

„Bei der Gefangenschaft.“

„Sechs Monate wird er gefangen gehalten. Er bittet darum, einen deutschen Botschaftsangehörigen zu sprechen, tritt dafür sogar in Hungerstreik, schließlich kreuzt ein Typ bei ihm auf, der sich ihm als deutscher Beamter vorstellt und einen Vornamen hat, der deutscher nicht sein könnte: Hans. Der verhört ihn und verspricht ihm, er werde bald entlassen. Niemand weiß heute, ob dieser Hans tatsächlich Deutscher war oder nicht, ob er wirklich von der Botschaft kam oder ein CIA-Agent war, der sich als Deutscher ausgab. Angenommen, er wäre es, er wäre Deutscher gewesen, der für unsere Botschaft oder

den Geheimdienst tätig war, dann wusste unser Staat davon, dass mein Mandant gefangen gehalten wurde, und hat nichts dagegen unternommen, geschweige denn, ihn herausgeholt. Ich bin überzeugt davon, dass dieser Hans mit der späteren Freilassung meines Mandanten nichts zu tun hat. Die CIA-Leute haben irgendwann selbst bemerkt, dass der Mann, den sie in Rumänien entführt und in Afghanistan gefoltert haben, gar nicht der Al-Qaida-Kämpfer war, den sie haben wollten, dass sein einziges Vergehen letztlich darin bestand, denselben Namen zu tragen wie ein gesuchtes mutmaßliches Al-Qaida-Mitglied. Sie haben sich schlicht und einfach geirrt, den falschen Kerl erwischt, die CIA hat einen Mohammed entführt, aber eben den falschen Mohammed. Als ihnen sechs Monate später ihr Irrtum klar wurde, haben sie meinen Mandanten aus dem Kerker geholt, in den sie ihn geworfen und in dem sie ihn gefoltert hatten, und ihn im Niemandsland ausgesetzt, irgendwo in Rumänien. Mit ein paar Dollar in der Hemdtasche, mit denen er sich durchschlagen sollte. Und vielleicht mit einem Klaps auf den Rücken, der so was sagen sollte wie: *Komm schon, nichts für ungut*. Sie fragen sich bestimmt: Wie hat er nur zurückgefunden in seine deutsche Heimat?“

„Nein, ich habe gerade eher an seine Frau und seine Kinder gedacht.“

„Die Frau mit den Kindern tappte vollkommen im Dunkeln. Sie ist zu den ehemaligen Arbeitskollegen ihres Mannes gegangen, hat überall, wo er sich früher regelmäßig aufhielt, nach ihm gesucht, in Cafés, in Gemüseläden, sie hat mit den Verkäufern gesprochen, den Hausarzt der Familie gefragt, ob ihr Mann ihm von seinen Fluchtplänen erzählt oder sich irgendetwas an seinem Gesundheitszustand verändert hatte, ob er eine schwere

Krankheit hatte, die seine Flucht erklären könnte, sie hat alle Überlegungen und Gerüchte zusammengetragen, die in der Nachbarschaft in Umlauf waren, sie hat ständig überall angerufen, nichts. Sie ist mehrmals bei der Polizei gewesen und bekam zur Antwort, sie wüssten nichts, dann hieß es, man würde ermitteln, aber eigentlich nichts wissen – was durchaus sein kann, vielleicht tappete auch die Polizei im Dunkeln. Die Frau hat alles Erdenkliche getan, um den geliebten Menschen zu finden. Danach hat sie sich mit der Situation abgefunden, ist zu dem Schluss gekommen, dass das Schmerzliche und zugleich Gewöhnlichste passiert sein musste: Ihr Mann hatte sie von einem Tag auf den anderen wegen einer anderen verlassen, einer jungen, hübschen Frau, einer Deutschen, warum nicht, er ist in eine andere Stadt gezogen, in ein anderes Land, auf einen anderen Kontinent, er hat sich einen neuen Namen zugelegt. Ihr gemeinsames Leben, die gemeinsame Wohnung und die Kinder, unter all das hat er einen Schlusstrich gezogen, ohne schlechtes Gewissen. Sie hatte keinen Grund mehr, in Deutschland zu bleiben, wo es für sie nur noch Leid gab. Also hat sie ihre Sachen gepackt und ist mit den Kindern in den Libanon zurückgegangen. Eine freiwillige Heimkehr, stellen Sie sich das mal vor, der Traum unserer rechten Parteien. Und so wartete an dem Tag, als mein Mandant wieder vor seiner Wohnungstür stand, niemand auf ihn. Nach dem Martyrium der Gefangenschaft begann jetzt ein zweites Martyrium für ihn, das kein Ende nehmen sollte. All seine Klagen vor amerikanischen Gerichten blieben erfolglos, obwohl ihn verschiedene Organisationen und einflussreiche Anwaltskollegen unterstützt haben. Keine Chance, ein Schuldeingeständnis der Verantwortlichen für seine Leidenszeit zu bekommen. Er habe keinen An-

spruch auf irgendeine Entschädigung, und sei sie nur symbolisch, noch nicht einmal auf eine Entschuldigung, denn die USA hätten kein Verbrechen an ihm begangen. *Na los, hau schon ab.* Als sein unglaublicher Fall in Deutschland bekannt wurde, hat unsere Regierung sofort alle Hebel in Bewegung gesetzt, um ihre direkte oder indirekte Verantwortung für das Schicksal des eigenen Staatsbürgers zu schmälern oder zu verschleiern. Wir wissen jedoch, dass Deutschland den Flugzeugen der CIA das Überfliegen seines Luftraums gestattet hat und somit höchstwahrscheinlich über die weltweite Entführungspraxis informiert war, über dieses Parallelsystem einer außerrechtlichen Strafverfolgung. Wir wissen, dass mehrere europäische Länder im Rahmen dieses Programms geheime Gefängnisse auf ihrem Territorium bewilligt haben. Wir wissen, dass die Moschee, in der mein Mandant gebetet hat, von amerikanischen Geheimdiensten überwacht wurde, mit oder ohne Wissen des deutschen Geheimdienstes, der die Moschee ebenfalls beobachtete. Wir wissen, dass jemand – wir? die Amerikaner? irgendjemand... – der rumänischen Polizei mitgeteilt haben muss, dass mein Mandant irgendeiner Sache verdächtigt wurde, weil die Rumänen ihn dann drei Wochen lang ohne Rechtsgrundlage verhörten. Wir wissen, dass Deutschland unter dem Druck der amerikanischen Verbündeten darauf verzichtet hat, die verhängten Haftbefehle gegen CIA-Agenten zu vollstrecken, die in die Entführungen verwickelt waren. Trotz dieser Tatsachen, trotz all dieser belastenden Indizien versteckt sich unsere Regierung weiterhin hinter der Staatsräson. Und daraus folgt“, so sagt mir der Anwalt, „dass mein Mandant keine noch so geringe finanzielle Entschädigung erhalten hat, um ein neues Leben zu beginnen, und vor allem keinerlei Unter-

stützung oder Betreuung bekommt bei seinem fortschreitenden psychischen Verfall. Er schläft die ganze Zeit, und wenn er nicht schläft, brüllt er herum, er schafft es nicht, bei einem Job zu bleiben, sich an die Arbeitszeiten zu halten, er hat Panikattacken, es kann passieren, dass er mitten im Gespräch plötzlich aufsteht und geht, dass er sehr aufbrausend reagiert, er hat gewalttätige Schübe, krasse Wutausbrüche, in einem Geschäft, in dem man sich nicht für ein fehlerhaftes Kleidungsstück entschuldigen will, richtet er erheblichen Schaden an, er ohrfeigt einen Typen in der Post, wie Sie vielleicht in der Presse gelesen haben, weil der ihm angeblich einen abschätzigen Blick zugeworfen hat, er schlägt einen polnischen Baustellenleiter zusammen. Er wird zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, zuerst mit, dann ohne Bewährung, er sitzt im Knast und wird in die Psychiatrie eingewiesen. Er beschimpft und bedroht die Patienten, schlägt seine Pfleger, zerstört Möbel im Speisesaal und in seinem Zimmer. Erst wurde er am Gericht als Kläger abgewiesen, als Opfer einer fürchterlichen Ungerechtigkeit, einer internationalen Staatsverschwörung, dann wurde er als Kleinkrimineller vorgeladen bzw. als jemand, der infolge seiner psychischen Verfassung auffälliges Verhalten an den Tag gelegt hat. Das Gericht wies seine Klagen ab, eine nach der anderen. Er aber fand Mittel und Wege, immer wieder ans Gericht zurückzukommen, dann allerdings als Angeklagter, als Schuldiger, so, als suche er ständig den Kontakt zum Gericht, als versuche er unaufhörlich, sich vor dem Gesetz Gehör zu verschaffen, irgendwie etwas mitzuteilen, das, was ihm zustand, zu bekommen, und sei es über eine Strafe. Seine Gefangenschaft in Afghanistan wird niemals anerkannt werden, sein sechsmonatiges

Martyrium hat er nicht durchlebt, er hat es nur geträumt. Er ist ein Lügner.“

„Aber gibt es denn keine Beweise für seine Entführung?“

„Sie haben recht. Ihre Aufmerksamkeit ehrt Sie. Wie soll man einem Mann Glauben schenken, der behauptet, im Urlaub von der CIA entführt und in Afghanistan gefoltert worden zu sein? Wer kann eine solche Ungeheuerlichkeit einfach so akzeptieren? Warum nicht gleich von Marsmenschen entführt werden? Die Beweise“, sagt der Anwalt, „finden sich in seinen Haaren. Sein Körper hat für ihn gesprochen. Die Haaranalyse hat ergeben, dass er mehrere Monate in der asiatischen Klimazone war, in der Afghanistan liegt. Seine Haare zeugen von der seelischen Verzweiflung, von Folter und Hunger. Aber Sie sind nicht der Einzige, der Beweise fordert, der zweifelt. Dieser Zweifel, den die Staaten aus Eigeninteresse nähren, ist fest in unseren Köpfen verankert, er steckt in allem, was über die Geschichte gesagt und geschrieben wird. Viele Leute in Deutschland und den Vereinigten Staaten, Freunde und Bekannte, junge Journalisten, denen ich davon erzähle, stellen weiterhin infrage, dass mein Mandant die Wahrheit sagt, trotz allem, was bereits über das Entführungsprogramm veröffentlicht wurde, trotz der öffentlich gewordenen internen CIA-Mitteilungen und der Aussagen von Mitgefangenen in Afghanistan. Sie zweifeln die Aussage meines Mandanten an und verweisen gleichzeitig auf seine weit zurückliegende Vergangenheit als Islamist im Libanon oder auf seine Verbindung zu einer deutschen Moschee, die auch von mutmaßlichen Al-Qaida-Mitgliedern besucht wurde, und rechtfertigen so über seine Vergangenheit die Entführung, an die sie eigentlich keinesfalls glauben wollen. Sie

stellen einerseits die willkürliche Gefangennahme infrage, andererseits stützen und verteidigen sie sie. Oder sie ignorieren die zeitliche Abfolge: Die kriminellen Handlungen und Wahnzustände meines Mandanten, die alleamt *nach seiner Gefangenschaft in Afghanistan kamen*, seien unbestreitbar Ausdruck seiner politischen Radikalität oder seiner Veranlagung dazu. Aber selbst der schlechteste Psychologe weiß, dass diese Form von Gewalt nur die Reaktion auf ein erlebtes Leid beziehungsweise die ständige Negierung dieses Leids ist – wie ein Nachbeben bei einem Erdbeben. Aber auf alle Fälle hat er, so die Zweifler, zu denen Sie hoffentlich nicht gehören, sein Schicksal herausgefordert. Er hat es verdient.“

„Sie unterschlagen, dass er jetzt wieder verschwunden ist, dass er kürzlich zugegeben hat, mit noch Schlimmerem als mit Al-Qaida zu sympathisieren.“

„Sein erneutes Verschwinden ist, so denke ich, eine Art, das ihm zgedachte Schicksal endlich selbst in die Hände zu nehmen. Er ist unter grauenvollen Umständen zum Verschwinden gezwungen worden, ohne dass sich irgendwer darüber aufgeregt hätte, ohne dass man ihm geglaubt oder sein Schicksal anerkannt hätte, jetzt verschwindet er aus eigenen Stücken, er verschwindet nach seinen Regeln, so wie er selbst es will. Er schlüpft in die Rolle des Ausgestoßenen. Er bekennt sich zu dem, was ihm zuerst fälschlich vorgeworfen wurde, und zwar mit einer Verbissenheit, die gleichermaßen moralisch abstoßend wie gesetzeswidrig ist. Er wird zum Sympathisanten der Radikalen.“

Übersetzt aus dem Französischen von Kirsten Gleinig

Die Autorinnen und Autoren

Arsenijević, Vladimir, geboren 1965, ist Prosaschriftsteller, Übersetzer und Publizist. Er ist Vorsitzender des Literaturvereins KROKODIL, der vor allem für das gleichnamige regionale Literaturfestival bekannt ist. Er ist auch Gründer des Verlagshauses Rende und des Hörbuchverlags Reflektor. Zu seinen veröffentlichten Werken zählen: *Cloaca Maxima – eine Seifenoper* (Erster Teil der Tetralogie Cloaca Maxima, 1994), *Engel* (zweiter Teil der genannten Tetralogie, 1997), *Mexiko – ein Kriegstagebuch* (2000), *Ishmail* (illustrierter Roman in Zusammenarbeit mit dem Comiczeichner Aleksandar Zograf, 2004), *Prädator* (2008), *Jugolaboratorium* (2009), *Eine Minute – Reise um die Welt in 60 Sekunden* (zusammen mit der Illustratorin Valentina Broštan, 2011), *Der Flug* (2013) und *Dies ist kein lustiger Ort* (2014). 2016 veröffentlichte er ein radikales Remake seines zweiten Buches *Engel* unter dem Titel *Du und ich, Engel*, und setzte nach zwanzig Jahren die Arbeit an seinem unvollendeten Romanzyklus *Cloaca Maxima* fort. Der Roman *Zur Grenze hin* ist der dritte Teil der genannten Tetralogie. Seine Bücher wurden bisher in mehr als zwanzig Sprachen übersetzt. Er hat mehrere Literaturpreise erhalten: NIN-Preis für den Roman des Jahres (1994), Sterija-Preis (1996), Preis der Serbischen Nationalbibliothek für das meistgelesene Buch (2011). Er lebt in Belgrad.

Dückers, Tanja, 1968 in Berlin (West) geboren, ist Schriftstellerin, Publizistin und Literaturwissenschaftlerin. Zu ihren Werken zählen u. a. die Romane *Himmelskörper*, *Der Längste Tag des Jahres*, *Spielzone* und *Hausers Zimmer*, der Erzählungsband *Café Brazil*, zwei Essaybände

(*Morgen nach Utopia, Über das Erinnern*) sowie vier Lyrikbände, zwei Kinderbücher und zwei Theaterstücke. Zuletzt erschien der autobiographisch gefärbte Rückblick *Mein altes West-Berlin*. Tanja Dückers schreibt regelmäßig über gesellschaftspolitische Themen, u. a. für die ZEIT Online, Tagesspiegel, SZ, taz, Jungle World, Deutschlandradio, Goethe.de, Politik & Kultur, kulturaustausch, ai-journal (Amnesty International), usw. Sie ist Referentin zu kultur- und gesellschaftspolitischen Themen auf vielen Foren und Podien. Sie hat Schreibwerkstätte im In- und Ausland, u. a. in Belarus, Rumänien, Indien, Kenia, Großbritannien und den USA geleitet. Seit anderthalb Jahren ist sie in dem Projekt „Weiter Schreiben / Write On“ beteiligt, das versucht, neu ankommenden Schriftstellern aus Krisengebieten den Einstieg in den Literaturbetrieb zu erleichtern. Ihr Tandempartner ist der junge jemenitische Lyriker Galal Alahmadi. Sie lebt mit ihrer Familie in Berlin.

Leka, Arian, 1966 in der Hafenstadt Durrës geboren, ist Autor von 16 literarischen Büchern, zahlreichen wissenschaftlichen Artikeln und einer Monographie über den Zusammenhang zwischen literarischer Avantgarde, Moderne und sozialistischem Realismus in Albanien. In seinen Geschichten, die dem Land und seinem Geburtsort gewidmet sind, stellt er oft die maritimen Symbole Albaniens dar, indem er seine Kreativität als Dichter, Prosaautor und Essayist einsetzt. Seine Werke sind in viele Sprachen übersetzt worden. Seine Kurzgeschichte *Brothers of the Blade* wurde 2011 in der Anthologie *Best European Fiction* veröffentlicht. 2017 erschien seine Kurzgeschichte *Die Zelle aus Papier* in dem Sammelband *Glückliche Wirkungen* (Ullstein). Arian Leka hat einen

Dokortitel in Albanologie. Er lebt in Tirana, wo er an der Albanischen Akademie für Albanologische Studien arbeitet.

Lindén, Zinaida, wurde in Leningrad als Zinaida Ushakova geboren. 1986 absolvierte sie ihr Studium der schwedischen Sprache und Literatur an der Philologischen Fakultät der Universität Leningrad. Sie arbeitete zunächst als Reiseleiterin und Übersetzerin und reiste durch die ehemalige Sowjetunion, bevor sie sich an der Leningrader Akademie für Theater, Musik und Kino einschrieb, um die Filme von Andrej Tarkowski und Ingmar Bergman zu studieren. Sie zog 1991 in die Region Helsinki und ließ sich 1995 in Turku nieder. Sie hat in Finnland drei Romane und vier Kurzgeschichten-Sammlungen auf Schwedisch veröffentlicht. Ihre Bücher wurden bisher ins Finnische, Dänische und Kroatische übersetzt. Fünf von ihren Büchern sind in Moskau und St. Petersburg auf Russisch veröffentlicht worden. Zinaida hat zwei Bücher über die Geschichte Finnlands von Henrik Meinander und Gedichte und Prosa von mehreren schwedischsprachigen Schriftstellern Finnlands ins Russische übersetzt. Die Werke von Zinaida Lindén stoßen auf gute Resonanz. Zu den Auszeichnungen, die sie in Finnland erhalten hat, gehört der Runeberg-Preis (2005).

N'Sondé, Wilfried, wurde 1968 in Brazzaville (Republik Kongo) geboren. Mit vier Jahren, zog er 1973 mit seiner Familie nach Frankreich, in einen Vorort von Paris. Als fünftes von zehn Kindern machte er 1986 sein Abitur. Nach einem Studium der Rechts- und Politikwissenschaften an der Sorbonne und der Universität Paris X Nanterre lebte er 24 Jahre in Berlin. Seit dem Sommer 2015

lebt er in Paris. Er ist Autor von vier Romanen bei Actes Sud: *Le cœur des enfants léopards* (2007, dt. *Das Herz der Leopardenkinder*) *Prix des 5 continents de la Francophonie*, *Prix Senghor de la création littéraire*. *Le silence des esprits* (2010). *Fleur de béton* (2012). *Berlinoise* (2015). *Un océan, deux mers, trois continents* (2018). Sein Roman *Orage sur le Tanganyika* (2013) ist bei Éditions Didier erschienen. N'Sondé war lange als Sozialarbeiter in benachteiligten Vierteln im Großraum Berlin tätig und mit der Verbesserung der Rahmenbedingungen für die Integration von Immigranten in der deutschen Gesellschaft betraut. Im ersten Halbjahr 2017 war er Gastprofessor an der Universität Bern. Wilfried N'Sondé ist sowohl Autor als auch Komponist und Musiker. Seine Musik bewegt sich zwischen Jazz, Poetry Slam und Chanson.

Rohe, Oliver, geboren 1972) ist Schriftsteller. Seine beiden ersten Romane *Défaut d'origine* (2003) und *Terrain vague* (2005) erschienen bei Editions Allia. Sie wurden ins Englische übersetzt (*Origin Unknown*, Dalkey Archive Press, übersetzt von Jane Kuntz; *Vacant Lot*, Counterpath Press, übersetzt von Laird Hunt). 2009 kam bei Editions Gallimard sein dritter Roman heraus, *Un peuple en petit*. Außerdem verfasste Rohe eine erzählerische Biographie von Michael Kalaschnikow (*Meine jüngste Erfindung ist eine Maulwurfsfalle. Michail Kalaschnikow, sein Leben, sein Werk*. Matthes & Seitz, Berlin 2014) sowie zusammen mit Jérôme Ferrari einen Essay über den Zusammenhang von Krieg und Bildern (*A fendre le cœur le plus dur*, Editions Inculte 2015; Babel Actes Sud 2017). Rohe veröffentlicht in vielen literarischen Publikationen und Magazinen.

Siege, Nasrin, geboren 1950 in Teheran, Iran, lebte seit ihrem neunten Lebensjahr in der Bundesrepublik Deutschland, studierte Psychologie in Kiel und arbeitete als Psychotherapeutin und Entwicklungshelferin. Mit ihrem Mann und zwei Kindern lebte sie von 1983 bis 2016 in Tansania, Sambia, Tansania, Madagaskar und Äthiopien. Seit Ende 2016 lebt sie wieder in Deutschland. Seit mehr als zwanzig Jahren engagiert Nasrin Siege sich für afrikanische Kinder und schrieb in zahlreichen Kinder- und Jugendbüchern über deren Alltag. Mit Freunden gründete sie 1996 den Verein Hilfe für Afrika e.V., der bis heute verschiedene Hilfsprojekte in Afrika unterstützt.

Trojanow, Ilija, 1965 in Sofia geboren, lebte in Nairobi, München, Mumbai und Kapstadt. Derzeit wohnt er in Wien. Für sein Werk wurde der Schriftsteller, Verleger und Übersetzer vielfach ausgezeichnet, u. a. 2007 mit dem Berliner Literaturpreis und 2017 mit dem Heinrich-Böll-Preis der Stadt Köln. Zuletzt erschienen der Essay *Nach der Flucht* (2017), der Gedichtband *verwurzelt in Stein* (2017) sowie die Werke *Meine Olympiade* (2016) und *Macht und Widerstand* (2015).

Über mikrotext

mikrotext ist ein unabhängiger Verlag in Berlin für Texte mit Haltung und für neue Narrative. Der Schwerpunkt des Verlags liegt auf aktuellen literarischen Texten, die Zeitgenossenschaft dokumentieren und Perspektiven in die Zukunft schreiben. Sie sind inspiriert von Diskussionen in sozialen Medien und dem Blick auf internationale Debatten. Alle Texte erscheinen zunächst auf Deutsch, ausgewählte Titel werden auch auf Englisch angeboten. Der Großteil des Programms erscheint digital, viele Titel sind auch gedruckt erhältlich. Immer informiert sein:

Newsletter [hier bestellen](#)

facebook.com/mikrotext

Twitter [@mkrtxt](#)

Instagram instagram.com/mikrotext

Man kann übrigens unsere E-Books für 2,50 EUR im Monat abonnieren: regelmäßig neueste digitale Lektüren, ohne weitere Anmeldungen, per E-Mail erhalten. Das Abo ist monatlich kündbar. Jetzt gleich buchen, bei [Steady](#).